

# DENKMAL HESSEN



**Blickpunkt**  
SANIERUNG UND NACHERFASSUNG  
HAUPTBAHNHOF OFFENBACH A.M.

**Blickpunkt**  
AUSGRABUNGEN IM ZENTRUM  
DES RÖMISCHEN NIDA

**Nachricht**  
FUTURO HOUSES:  
WELTRAUMLOOK IM UNTERTAUNUS



# INHALT

- 04 *Verortung der Beiträge*
- 05 *Editorial*
- Blickpunkt*  
Katharina Marschall, Hannah Völker
- 06 **OFFENBACHER HAUPTBAHNHOF ZWISCHEN ERHALT UND ANPASSUNG**  
Wolfgang Fritzsche
- 16 **JUDENPFAD, GELEITSTRASSE, VERBOTSSTEINE**  
Andrea Hampel, Rolf Skrypzak
- 24 **AUSGRABUNGEN IM RÖMISCHEN NIDA (FRANKFURT-HEDDERNHEIM)**  
Susanne Gütter, Christa Meiborg
- 34 **AUSGRABUNGEN AN DER ELISABETHKIRCHE IN MARBURG**
- Nachricht*  
Hannah Völker
- 44 **DIE GIPFELBURG GLEIBERG UND IHR ›NEUES‹ ZIERFACHWERK**  
Sonja Bonin
- 46 **FUTURO HOUSES: WELTRAUMLOOK IM UNTERTAUNUS**  
Leonie Saltzmann-Tyll
- 50 **DAS ZENTRALSTELLWERK DES FRANKFURTER HAUPTBAHNHOFES**  
Sophia Lieding
- 52 **DENKMALPFLEGERISCHER UMGANG MIT EINER SIEDLUNG DER KALIWERKE IN PHILIPPSTHAL**  
Olaf Köhler, Jennifer Verhoeven
- 56 **RESTAURIERUNG DES EINGANGSPORTALS AM HAUS BEHRENS**  
Axel Posluschny, Jennifer Verhoeven
- 57 **UNESCO-WELTERBE: GLAUBERG UND HEUNEBURG AUF VORSCHLAGSLISTE**  
Lars Görze
- 58 **hessenARCHÄOLOGIE-TAG 2023 IN BENSHEIM**  
Lars Görze, Udo Recker, Jörn Schultheiß
- 60 **INTERNATIONALE ARKUM-TAGUNG IN SCHLOSS BIEBRICH**  
Thomas Becker, Lars Görze
- 62 **EDUARD-ANTHES-PREIS 2023 AN JAN CHRISTOPH BREITWIESER**  
Axel G. Posluschny, Ronald M. Visser, Everhart Bulten
- 64 **8. SOMMERAKADEMIE DER KELTENWELT AM GLAUBERG**
- 66 *Personalien*
- Interview*  
Katrin Bek
- 72 **MELANIE NÜSCH – HANDWERK IST ZUKUNFT**
- 76 *Termine 2024*
- 78 *Autorinnen und Autoren*
- 78 *Impressum*

Verortung der Beiträge

# DENKMÄLER IN HESSEN

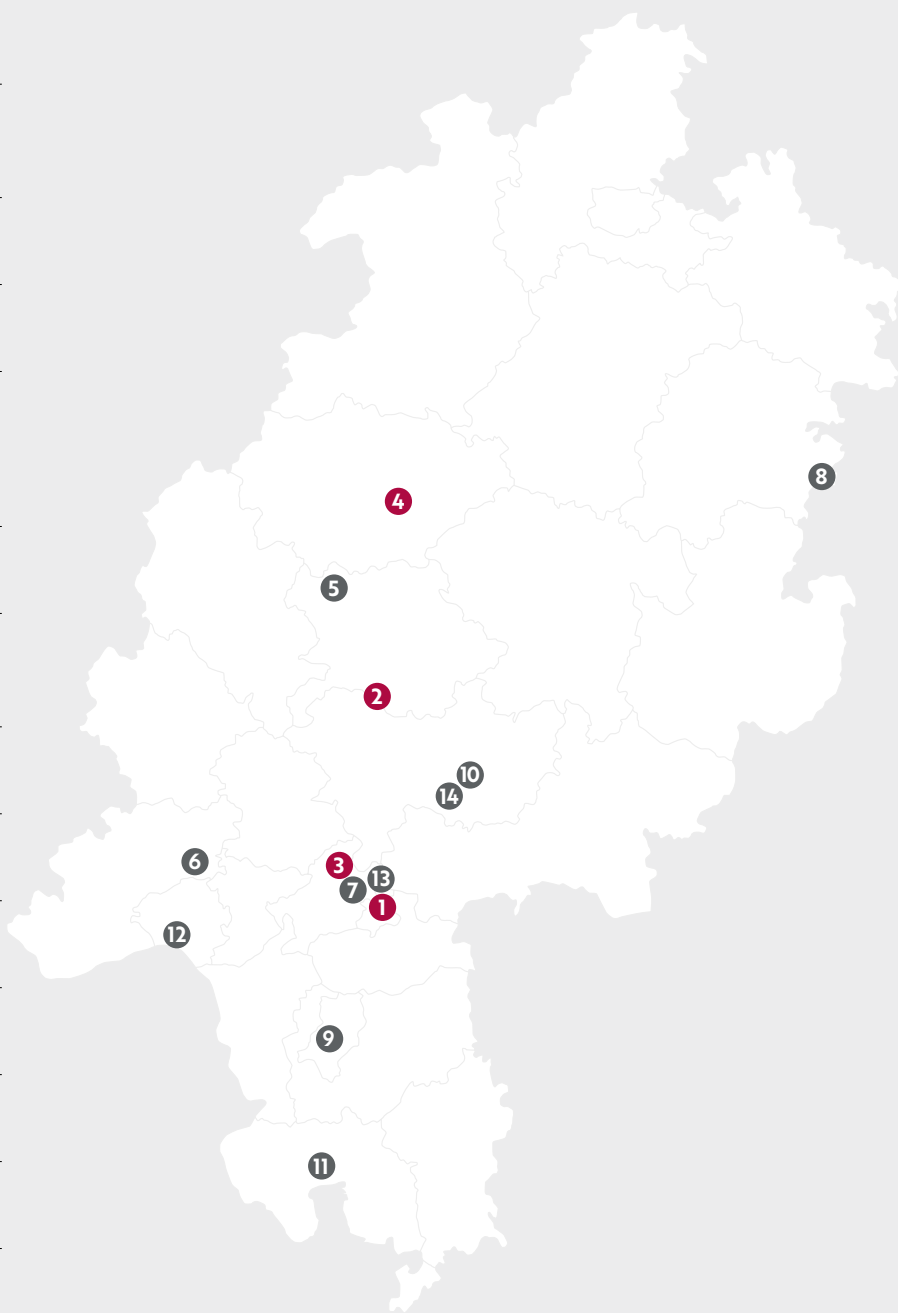
In dieser Ausgabe stehen folgende Leuchtturmprojekte der hessischen Denkmalpflege im Fokus und geben einen Einblick in aktuelle Projekte der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der hessenARCHÄOLOGIE:

*Blickpunkt*

- 1** OFFENBACH AM MAIN  
HAUPTBAHNHOF  
Seite 06–15
- 2** MÜNZENBERG  
JUDENPFAD, GELEITSTRASSE,  
VERBOTSSTEINE  
Seite 16–23
- 3** FRANKFURT A. M.-HEDDERNHEIM  
RÖMERSTADT NIDA  
Seite 24–33
- 4** MARBURG  
UMFELD DER ELISABETHKIRCHE  
Seite 34–43

*Nachricht*

- 5** KROFDORF-GLEIBERG  
BURG GLEIBERG  
Seite 44–45
- 6** NIEDERNHAUSEN/TAUNUSSTEIN  
FUTURO HOUSES  
Seite 46–49
- 7** FRANKFURT AM MAIN  
ZENTRALSTELLWERK  
HAUPTBAHNHOF  
Seite 50–51
- 8** PHILIPPSTHAL  
SIEDLUNG KALIWERKE  
Seite 52–55
- 9** DARMSTADT  
HAUS BEHRENS  
Seite 56
- 10** KELTENWELT AM GLAUBERG  
TENTATIVLISTE UNESCO-WELTERBE  
Seite 57
- 11** BENSHEIM  
hessenARCHÄOLOGIE-TAG 2023  
Seite 58–59
- 12** WIESBADEN  
ARKUM-TAGUNG  
Seite 60–61
- 13** FRANKFURT AM MAIN  
ANTHES-PREIS-VERLEIHUNG 2023  
Seite 62–63
- 14** ALTENSTADT-LINDHEIM  
8. SOMMERAKADEMIE DER KELTENWELT  
Seite 64–65







*Editorial*

## **Liebe Leserin, lieber Leser,**

*für die hessische Denkmalpflege ist das Jahr 2024 ein ganz besonderes. Seit genau 50 Jahren kümmert sich das Landesamt für Denkmalpflege um Hessens baukulturelles und archäologisches Erbe.*

Bei allen Feierlichkeiten steht die alltägliche Arbeit der Denkmalpflege natürlich nicht still. In diesem Heft stellen wir Ihnen erneut ein Kaleidoskop aus unserer denkmalpflegerischen Arbeit vor. Erfahren Sie mehr über das Leben und Reisen im Wandel der Jahrhunderte. Folgen Sie uns von den Spuren des römischen *Nida* und des Deutschordens über die Altstraßen des Wetteraukreises bis zu den Bahnsteigen des Offenbacher Bahnhofs.

Der Offenbacher Bahnhof ist auch ein Zeugnis der Schnelllebigkeit des technischen Fortschritts. Bereits zwei Jahrzehnte nach seiner Fertigstellung überholten Ende des 19. Jahrhunderts die Anforderungen an moderne Mobilität die Möglichkeiten des Bauwerks. In Zeiten der Mobilitätswende steht der Bahnhof auch heute wieder vor der Herausforderung, mit der Zeit zu gehen. Neben dem Offenbacher Bahnhof blicken wir zudem auf das Stellwerk des Frankfurter Hauptbahnhofs. Zeugnisse historischer Mobilität stehen auch im Fokus des Projektes DeKuDig – Denkmal. Kulturlandschaft.Digital. Hier erforschte das Projekt zuletzt Altstraßen im nördlichen Wetteraukreis und stieß dabei auf seltene Kulturdenkmäler. Scheinbar willkürlich sperren zwei ›Verbotssteine‹ einen Abschnitt des sogenannten Judenpfades. Grund genug, einen genaueren Blick auf die Straße zwischen Münzenberg und Steinfurth zu werfen. Aus dem nördlichen Wetteraukreis führt uns der Weg nach Frankfurt. Wo sich heute Hochhäuser aneinanderreihen, siedelten einst bereits die Römer. Die jüngsten Grabungen zur römischen Stadt *Nida* schärfen hier weiter das Bild um ihre Bedeutung im Römischen Reich. Nördlich des einstigen Römischen Reiches wurden in Marburg vor einigen Jahren die Zeugnisse einer Deutschordensniederlassung entdeckt.

Die bei Ausgrabungen um die Elisabethkirche entdeckten baulichen Überreste lassen sich heute wieder in den Sandsteinplatten des Oberflächenbelags ablesen. Ein weiteres Zeugnis des Mittelalters wurde an der Burg Gleiberg in Form eines zuvor verborgenen Zierfachwerks entdeckt.

Gegen Ende unserer Reise kehren wir zum Thema der Feierlichkeiten zurück. Im Fokus steht dabei die Keltenwelt am Glauberg. Hier wurde nicht nur die langjährige Direktorin Dr. Vera Rupp feierlich in den Ruhestand verabschiedet – als letztes Ausrufezeichen einer ohnehin beeindruckenden Karriere gelang es ihr und ihrem Team, die Keltenwelt gemeinsam mit der Heuneburg auf der deutschen Vorschlagsliste zum UNESCO-Welterbe zu platzieren. Den langen Prozess zur Anerkennung als Welterbe wird nun ihr Nachfolger, Marcus Coesfeld M. Ed., begleiten. Ausgezeichnet wurde der Bensheimer Archäologe und Museumsleiter Dr. Jan Christoph Breitwieser. Er erhielt den Eduard-Anthes-Preis für seine herausragende Dissertation, bevor er wenige Tage später den hessenARCHÄOLOGIE-Tag in seiner Heimatstadt Bensheim mitveranstaltete.

In unserem Interview sprachen wir mit der neuen Leiterin der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege, Melanie Nüsch, über ihre Pläne für die Beratungsstelle und die nächste Generation im Handwerk.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre und freue mich darauf, Sie auf einer unserer Veranstaltungen zum Jubiläum des Landesamtes zu sehen.

Ihr

Prof. Dr. Markus Harzenetter

*Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen*



## Blickpunkt

# DER OFFENBACHER HAUPTBAHNHOF INFRASTRUKTURBAUTEN ZWISCHEN ERHALT UND ANPASSUNG

Katharina Marschall, Hannah Völker

*Der Ausbau des Schienennetzes, verbesserte Mobilität, Reisekomfort, Verkehrssicherheit – vor dem Hintergrund der Mobilitätswende sind diese Themen derzeit hochaktuell. Sie bedeuten Wandel und Fortschritt und führen zu Fragestellungen, die schon Ende des 19. Jahrhunderts die Diskussionen um den Offenbacher Hauptbahnhof begleiteten. Nur zwei Jahrzehnte nach seiner Fertigstellung war dieser den sich verändernden Anforderungen nicht mehr gewachsen. Umfangreiche Umbaumaßnahmen waren die Folge. Heute sind die Anforderungen an Infrastrukturbauten wieder andere. Erneut stehen die Weichen auf Umbau, aber: denkmalgerecht (Abb. 1)!*

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Offenbach am Main eine kleine Stadt, die um 1840 circa 10.000 Einwohner zählte. Dennoch wurde die Stadt relativ früh mit einer Lokalbahn an Frankfurt am Main angebunden. Die Berliner Straße entspricht dem ehemaligen Streckenverlauf (und der heutigen S-Bahn-Strecke), der auf Höhe der Domstraße auf das Bahnhofsgebäude zu führte (Abb. 2). Ab Mitte des 19. Jahrhunderts etablierte sich Offenbach erfolgreich als Industriestadt und bot zahlreiche Arbeitsplätze. Daraufhin wuchs die Stadt in kurzer Zeit deutlich über ihre Grenzen; die Bevölkerungszahlen hatten sich mehr als verdoppelt und der einsetzende Berufsverkehr erforderte eine moderne Infrastruktur. In der Folge wurde Offenbach 1873 an das linksmainische Teilstück der überregionalen Bebraer Bahn von Frankfurt nach Hanau angebunden. Die Bahntrasse wurde an den südlichen Stadtrand verlegt und da die Bebauung der Kaiserstraße nur bis zur Geleitstraße reichte, lag der neu errichtete, repräsentative Bahnhof im Stil der Neorenaissance bauzeitlich inmitten von Feldern (Abb. 3). Die abseitige Lage des Neubaus wurde zunächst stark kritisiert. Die rasante Entwicklung und der damit einhergehende Bauboom in den folgenden Jahren ließen die städtische Bebauung jedoch rasch an die Bahnstrecke heran und südlich darüber hinauswachsen. Der neue Streckenverlauf teilte Offenbach fortan in zwei Stadtteile und bildet bis heute eine Dominante im Stadtgrundriss.

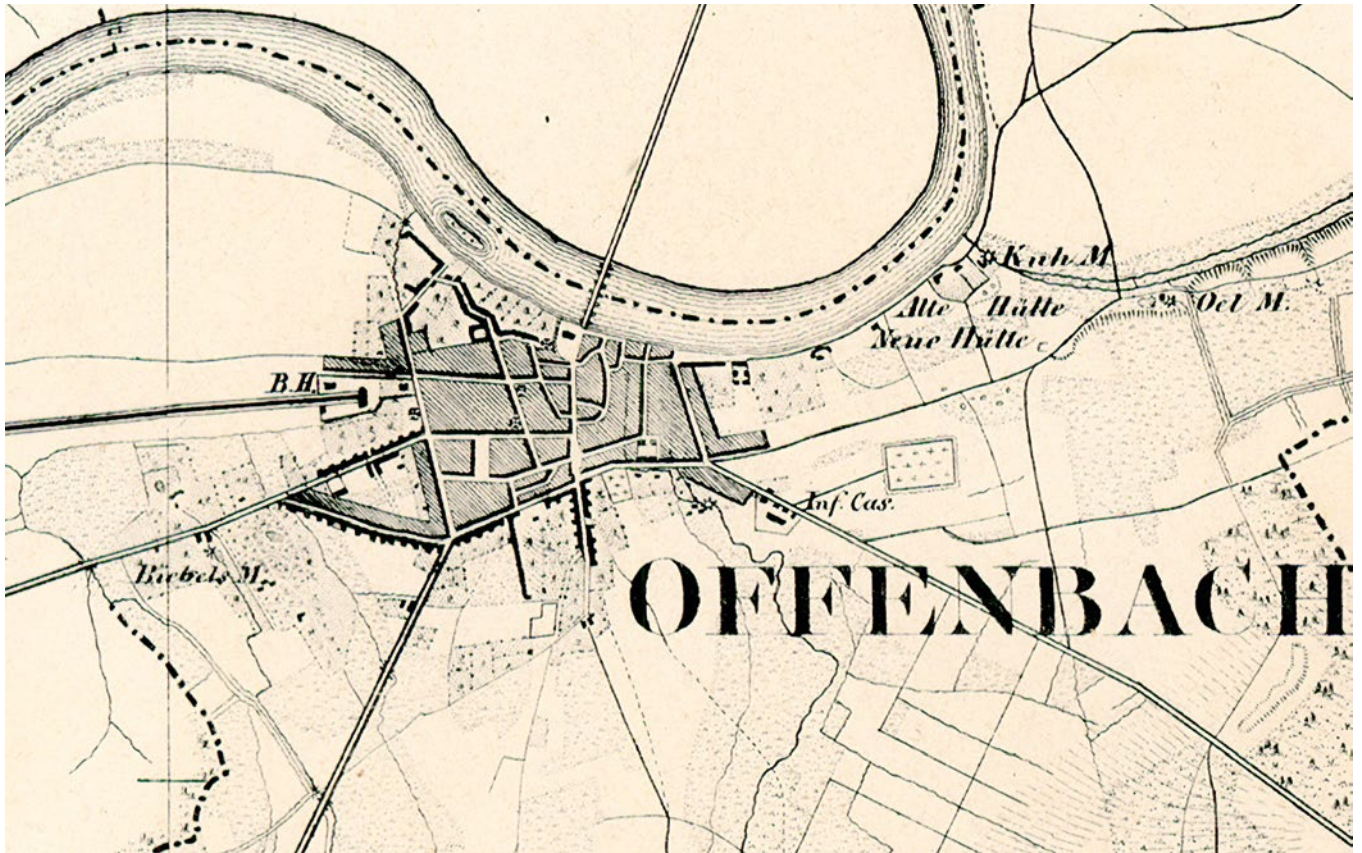
### Abb. 1: Expressionismus in Offenbach

Das Eingangsportale des Hauptbahnhofs unter hessischem Löwen, preußischem Adler und Offenbacher Eichbaum

Foto: Ch. Krienke, LfDH







**Abb. 2:**  
Offenbach am Main,  
um 1850

Ausschnitt der Karte vom Großherzogthume Hessen, Darmstadt 1823–50

Karte: *Hist. topografische Karten* (Open Data). Georeferenzierung und Bereitstellung: HIL

**Abb. 3:**  
Alter Hauptbahnhof,  
um 1880

Der erste Offenbacher Bahnhofsbau kurz nach der Fertigstellung inmitten von Feldern

Foto: *StadtA OF M 79a Nr. 28a*

### DER HAUPTBAHNHOF ALS »VERKEHRSHINDERNIS«

Die innerstädtische Teilung durch die Bahnstrecke und das verstärkte Verkehrsaufkommen führten bald zu starken Verkehrsbehinderungen: Nur je vier ebenerdige Straßen- und Fußübergänge kreuzten die Bahnschienen. Bereits in den 1890er-Jahren wurden die Gleisanlagen und die beengten Verhältnisse des Empfangsgebäudes bemängelt. Daher wurden Statistiken erstellt, in denen Zahl und Dauer der Schrankenschließungen sowie das Verkehrsaufkommen erfasst wurden. In einer Denkschrift von 1902 heißt es: »Infolge des sehr lebhaften Eisenbahnverkehrs bilden die vier Strassenübergänge schon seit einer Reihe von Jahren ein allseitig anerkanntes grosses Verkehrshindernis zwischen den beiden Stadtteilen und den Bahnhofsanlagen, sowie eine stete Gefahrenquelle für den Eisenbahn- wie für den Strassenverkehr« (HHStAW, 480, 2266). Im Jahresbericht der großherzoglichen Handelskammer von 1907 wird weiterhin bemängelt, dass die Schranken täglich mehr als vier Stunden geschlossen seien. Allerdings waren

nicht nur die langen Wartezeiten ein Ärgernis, Zeitungsartikel berichteten regelmäßig von tödlichen Unfällen auf dem Streckenabschnitt: »[...] da täglich mehr wie 200 Züge die Straßen der Stadt durchkreuzen, ist Gesundheit und Leben von hunderten Offenbacher Bewohnern täglich aufs höchste gefährdet. [...] Ein neuerlicher schrecklicher Unfall [ereignete sich] an einem Bahnübergang, der wieder Menschenleben forderte [...]« (HHStAW, 480, 2267).

### VERBESSERUNG DER OFFENBACHER BAHNHOFVERHÄLTNISSE

Nachdem die Stadtverwaltung seit den 1890er-Jahren bei der Königlich-Preussischen Eisenbahn-Verwaltung regelmäßig die Dringlichkeit einer zeitnahen Behebung der »untragbaren Zustände« angemahnt hatte, folgten lang anhaltende Diskussionen über mögliche Lösungsvarianten, deren Umsetzung und Finanzierung. Erste Entwurfsplanungen gab es 1898, die im Planungsprozess mehrfach diskutiert wurden. Die Funktionstrennung von Personen- und Güterverkehr und somit eine Verlegung des Güterbahnhofs wurde 1902 verhältnis-



mäßig schnell beschlossen und umgesetzt. Für den Personenbahnhof gab es Überlegungen, diesen nach Süden zu verlegen. Alternativ wurden eine Höherlegung des gesamten Schienenkörpers und ein Neubau des Empfangsgebäudes diskutiert. Problematisch und zeitaufwendig war dabei nicht nur die Planung der umfangreichen Baumaßnahmen, sondern auch die Abstimmung zwischen der Königlich-Preußischen Eisenbahn-Verwaltung und der Stadtverwaltung sowie der Landesregierung: »Am skandalösesten wohl wird die verkehrsreiche hessische Fabrikstadt Offenbach von der preußischen Eisenbahnverwaltung behandelt. [...] Die empörende Behandlung Hessens durch Preußen sollte jedenfalls den Bundesstaaten, die noch der expansiven Eisenbahnpolitik Preußens zum Opfer fallen können, zur Warnung dienen« (ebd.). Die Bebraer Bahn war anfangs ein kurhessisches Projekt und wurde 1866 nach der Annexion durch das Königreich Preußen von der Königlich-Preußischen Staatseisenbahn weitergeführt. Offenbach gehörte zu dieser Zeit zum Großherzogtum Hessen, welches 1868 einen Staatsvertrag mit

dem Königreich Preußen bezüglich der Bebraer Bahn abschloss. Preußen verpflichtete sich, den Ausbau der Strecke über Offenbach bis nach Frankfurt fortzuführen. Das Großherzogtum stellte im Gegenzug den Baugrund zur Verfügung. Die Zuständigkeit für die baulichen Anlagen lag demnach bei der preußischen Eisenbahnverwaltung, vertreten durch die preußische Eisenbahndirektion in Frankfurt.

#### DER BAHNDAMM

Erst 1911 wurde in einer vertraglichen Vereinbarung zwischen der Frankfurter Regionaldirektion und der Stadt Offenbach die Beibehaltung des Standortes sowie die Höherlegung des Schienenkörpers beschlossen. Die Bauarbeiten begannen 1914 im Bereich des neuen Güterbahnhofs. Durch den Ersten Weltkrieg verzögerte sich die Fertigstellung bis 1925. Parallel dazu fanden Diskussionen bezüglich Anordnung und Ausmaß der Übergänge statt. Einige Unterführungen wurden, obwohl von der Eisenbahndirektion als unnötig bewertet, auf nachdrücklichen Wunsch der Stadtverwaltung umgesetzt und daher von der Stadt gesondert

#### Abb. 4: Hauptbahnhof und Bahndamm

Der Gesamtzusammenhang ist bis heute deutlich im Stadtbild ablesbar

Grafik: P. Roth, LfDH

- 95 Eisenbahnbrücke
- 96 Wegdurchlass
- 96a Trafohaus
- 97 Eisenbahnbrücke
- 97a Eisenbahnbrücke
- 97b Eisenbahnbrücke
- 98 Dammdurchlass
- 99 Stellwerk
- 100 Hauptbahnhof
- 101 Wegdurchlass
- 102 Eisenbahnbrücke
- 103 Viadukt
- 104 Eisenbahnbrücke
- 105 Eisenbahnbrücke



finanziert. Der Schienenkörper musste etwa 3,5 Meter über das Straßenniveau angehoben werden. Neben drei weiteren Unterführungen für Fußgänger gehörten kleine Nebengebäude (Trafohaus, Stellwerk) ebenfalls zu der Baumaßnahme (Abb. 4). Die verschiedenen Konstruktionsweisen der Übergänge verdeutlichen die lang andauernde Bauzeit und spätere Reparaturmaßnahmen. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund die konsequent umgesetzte Gestaltung des Bahndamms aus einheitlicher Materialwahl (Stampfbeton), der Variation von Bogenformen und durchgehenden Gesimsen, die bis heute in großen Teilen erhalten ist. Charakteristisch für alle zugehörigen Bestandteile des Bahndamms ist zudem eine dezente, fein ausgearbeitete Scharrierung, die als Zierfiasche die Architekturoberflächen rahmt und auch in der Personenunterführung des Hauptbahnhofs zu finden ist. Unschwer lässt sich der besondere Gestaltungs- und differenzierte Nutzungsanspruch an den jeweils vergleichbaren und doch leicht variierenden Eisenbahnbrücken ablesen, deren Querschnitte, Sockel beziehungsweise Sockelprofile und Lichtöffnungen individuell ausgeformt sind.

#### DAS EMPFANGSGEBÄUDE

Trotz der fortschreitenden Bauarbeiten am Bahndamm blieb die Frage bezüglich des

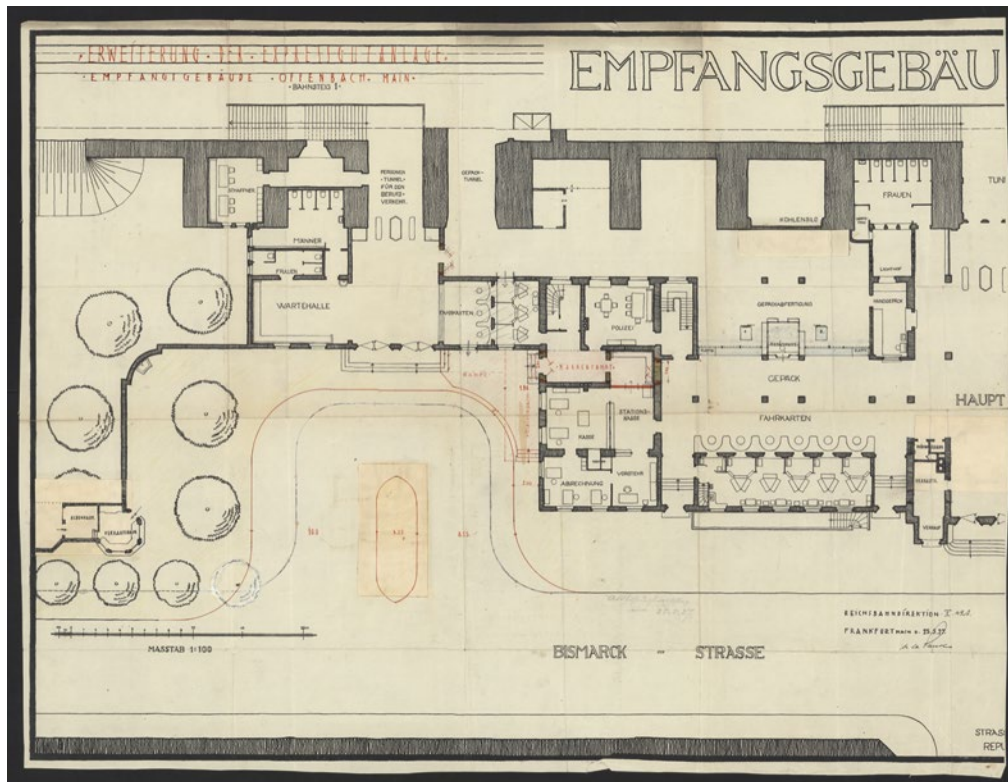
Empfangsgebäudes weiterhin unklar. Noch bis 1921 wurde an einem Neubau festgehalten. Erst 1923 scheint die Entscheidung aus Kostengründen auf die Umbauvariante gefallen zu sein, welche bis 1927 fertiggestellt wurde. An dem Ursprungsbau wurden die beengten Verhältnisse und der bis 1920 immer schlechter gewordene, »ekelhaft schmutzige« (HHStAW, 480, 2265), bauliche Zustand des Gebäudes kritisiert. Da lange Zeit ein Neubau zur Diskussion stand, wurde nicht mehr in Reparaturen und Instandhaltung investiert, zudem waren regelmäßige Einbrüche und Vandalismus ein großes Problem. Nachdem schließlich die Entscheidung für den Umbau getroffen war, wurde der Architekt Professor Hugo Eberhard mit dem Entwurf, der Anfertigung von Bau- und Werkzeichnung sowie der künstlerischen Leitung der Bauaufgaben betraut. Bauleitung und Ausführung wurden den beiden Architekten der Eisenbahnverwaltung Ernst de la Sauce und Franz Schenck übertragen.

Die Umbaumaßnahmen hatten vorrangig Auswirkung auf die Innen- und Außengestaltung, während die ursprüngliche Gebäudestruktur von 1873 weitgehend erhalten blieb: Mittig dominiert der dreigeschossige, vorspringende Hauptbau, der beidseitig über niedrigere, zurückspringende Verbindungsbauten mit zwei Pavillonbauten verbunden ist. Im Zuge des

**Abb. 5:**  
Hauptbahnhof  
Offenbach  
Historische Ansicht  
Foto: StadtA OF M,  
Postkartensammlung







**Abb. 6:**  
Grundriss des östlichen Teils des Empfangsgebäudes

Erhaltene ehemalige Eingangssituation zu Gepäck- und zusätzlichem Personentunnel. Die beiden verschlossenen Seiteneingänge zur Fahrkartenhalle sind kaum zu erahnen. Grafik: HHStAW, Bestand 480, Nr. 2269

Umbaus wurden Richtung Bismarckstraße eingeschossige Anbauten in der Flucht des Hauptbaus über die gesamte Gebäudelänge ergänzt (Abb. 5). Bemerkenswert ist die Gliederung der erdgeschossigen Bauvolumen in Wartesäle und Versorgungseinrichtungen im westlichen Flügel und den bahnspezifischen Einrichtungen (Schalterhalle, Gepäckabfertigung etc.) im östlichen Flügel. An der Zufahrt zur Eisenbahnunterführung Luisenstraße endet der westliche Flügel in einem halbrunden Freibereich, der als Außenraum Teil der dortigen Gastronomie war. In den beiden Obergeschossen, wurden Büros, Diensträume und -wohnungen eingerichtet.

Mit der Höherlegung des Bahndamms änderte sich auch der Anschluss der Eingangshalle zu den Gleisen. In Verlängerung der zentralen Achse der Kaiserstraße wurde ein Personentunnel mit beidseitig angeordneten Treppenaufgängen zur Erschließung der drei Bahnsteige angelegt. Gleichzeitig diente der Tunnel als Fußgängerunterführung und wichtiges städtebauliches Verbindungsglied zwischen dem nördlichen Stadtzentrum und den südlichen Quartieren. Parallel zu dieser Unterführung wurde weiter östlich ein zweiter Tunnel angelegt, der zweigeteilt als Gepäck und zusätz-

licher Personentunnel fungierte. Neben der Nutzung zur Expressgut- und Gepäckabfertigung mit Aufzügen zu den Gleisen diente der Personentunnel mit Treppenaufgängen zur Entlastung bei erhöhtem Passagieraufkommen im Berufsverkehr (Abb. 6). Mit aufwendig profilierten Sandsteingewänden verziert, ist der östliche Seiteneingang noch heute gut von außen zu erkennen. Vorgelagert befanden sich eine Vorfahrt und ein kleiner Wartesaal. Ein dritter Tunnel befindet sich westlich des Hauptpersonentunnels und entstammt dem Kontext der Hauptpost, die 1929/30 fast zeitgleich mit dem Umbau des Hauptbahnhofes neu errichtet wurde. Die bauzeitlichen Aufzugaufbauten des ehemaligen Posttunnels sind auf den Bahnsteigen erhalten.

Die Erneuerung der Fassaden und Innenräume des Hauptbahnhofes richtete sich nach den Stilformen des Expressionismus und des deutschen Art déco (Abb. 7). Durch einfache Mittel, aber prägnant gesetzte Akzente erhielt das vormals historistische Gebäude einen völlig neuen, zeittypisch modernen Ausdruck. Insbesondere die Hauptfassade, die als point de vue der Kaiserstraße erschien, wurde mit einem markanten Treppengiebel und aufwendig gestalteten Sandsteinelementen dekoriert (Abb. 1).

**Abb. 7:**  
Zierfries in  
expressionistischer  
Formensprache  
Türlaibung des  
repräsentativen  
Eingangsportals mit  
floral-geometrischen  
Reliefornamenten  
Foto: Ch. Krienke, LfDH



Die figürlichen Schmuckelemente, die sich unter den charakteristischen kristallin-zackigen Fensterüberdachungen finden, entstammen den Frankfurter Bildhauern Rudolf und Bruno Schäfer. Besonders markant wirkte im Stadtbild zudem der kräftig grün durchgefärbte Fassadenputz, der heute von mehreren Anstrichen überdeckt wird. Im Inneren der Empfangshalle waren die Wandflächen ehemals mit Malereien nach Entwürfen des Münchener Professors Richard Throll bemalt. Ob diese unter der aktuellen Raumfassung noch vorhanden sind, ist ungewiss.

Der heutige Raumeindruck wird maßgeblich von der bauzeitlichen keramischen Wandverkleidung aus schwarzen und grünen Kacheln bestimmt, die nicht nur in der Halle, sondern auch in den ehemals öffentlichen Bereichen des Ost- und Westflügels erhalten sind.

#### **AKTUELLE NUTZUNGSANFORDERUNGEN**

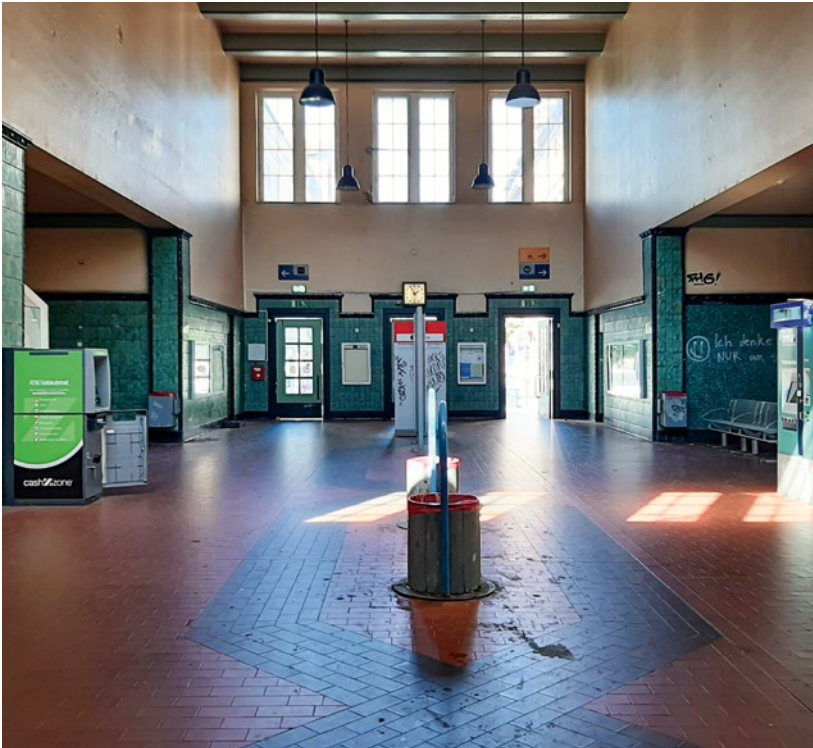
Aus geschichtlichen, technischen, städtebaulichen und künstlerischen Gründen wurde der Offenbacher Hauptbahnhof mitsamt seiner Bahnsteiganlagen und dem höhergelegten Bahndamm als Kulturdenkmal erkannt. Nicht allein die Baugeschichte und stilistische Formensprache des Empfangsgebäudes, die im bundesweiten Vergleich einzigartig an-

mutet, sondern auch die Materialverwendung und ingenieurmäßige Ausführung des Bahndamms waren hierfür ausschlaggebend. Was in den 1920er-Jahren dem neuesten Stand der Technik entsprach, steht ein Jahrhundert später auf dem Prüfstand. Erschwerend kommt hinzu, dass von der einstigen infrastrukturellen Bedeutung des Hauptbahnhofs wenig geblieben ist. Mit zunehmendem Individualverkehr sowie der Abtrennung vom Fernverkehrsnetz ging die Nutzung sukzessive zurück. Entscheidend war darüber hinaus der Bau des Offenbacher City-Tunnels in den 1990er-Jahren, der den Hauptbahnhof umgeht. Dass ein solcher Bedeutungsverlust nicht folgenlos bleibt, liegt auf der Hand. Deutlich spiegelt er sich am Empfangsgebäude wider: Die straßenseitigen Nebeneingänge wurden verschlossen, ebenso der östliche Seiteneingang zu den Gleisen, das Reisezentrum, Wartesäle, Restauration, Kiosk und Sanitäranlagen. Im Jahr 2014 zog der letzte Ladenmieter aus. Sowohl West- als auch Ostflügel sind inzwischen baulich von der Eingangshalle abgetrennt (**Abb. 8**).

Und doch weisen die noch zahlreich vorhandenen Gestaltungsdetails – sowohl an der Fassade als auch im Inneren – trotz gewisser Vernachlässigung einen überraschend guten Erhaltungszustand und enormes Entwicklungspotenzial auf. Hier beginnt die denkmalpflegerische Gratwanderung.

Mit Blick auf das Empfangsgebäude liegt die Problemstellung auf der Hand: Wie lässt sich eine denkmalpflegerische Leitlinie für ein substanzschonendes und zukunftssicheres Sanieren entwickeln, wenn ein Nutzungskonzept fehlt? Wie kann vermieden werden, dass unter Verlust historischer Bausubstanz neue Tatsachen geschaffen werden, die sich womöglich bei Vorlage eines Gesamtkonzepts als Irrweg erweisen? Wo eigentlich eine durchdachte Grundlage für langfristige Perspektiven sorgen sollte, machen konkrete Nutzungsanforderungen und Investitionsstau aktuell kurzfristige bauliche Maßnahmen erforderlich, mit deren Umsetzung derzeit fünf verschiedene Planungsteams der Deutschen Bahn betraut sind. Angesichts dieser Gemengelage gilt es, für den Denkmalwert des Bestands zu sensibilisieren und zu fragen: Welche Voraussetzungen bieten die vorhandenen Strukturen und inwiefern können sie nachhaltig nutzungs- und denkmalgerecht ertüchtigt werden?





### ERHÖHUNG DES BAHNSTEIGNIVEAUS UND BARRIEREFREIHEIT

Im Rahmen einer denkmalpflegerischen Untersuchung, die durch das Büro für Industriearchäologie Dipl.-Ing. Rolf Höhmann (Darmstadt) erstellt wurde, konnten die noch vorhandenen bauzeitlichen Ausstattungselemente des Empfangsgebäudes erstmals dokumentiert werden. Daraus geht hervor, dass der Bauzustand von 1927 besonders authentisch in der Personenunterführung erhalten ist. Die Wandflächen des Tunnelbaus, der aus der Empfangshalle kommend durch eine bauzeitliche vierteilige Türanlage betreten wird, besitzen eine dezente, aber wirkungsvolle Gliederung in Form von Putzscharrierungen. Mittig an den Deckenfeldern markieren Zierrosetten die Positionen der einstigen Beleuchtung. Die Gleisaufgänge sind noch original mit bauzeitlichen Natursteinstufen und seitlichen Fahrradrahmen ausgestattet. Auch die bauzeitlichen hölzernen Handläufe mit geschmiedeten oder gegossenen Konsolhalterungen in expressionistischem Duktus sind, außer an den Treppenaufgängen zu den Gleisen 3–4, noch erhalten (Abb. 9).

Hinsichtlich des notwendigen barrierefreien Ausbaus könnte die substanzschonende Nutzung bestehender Strukturen bedeuten, die

vorhandenen Aufzugsschächte des ehemaligen Gepäcktunnels zu revitalisieren, also den östlichen Nebeneingang wieder in Betrieb zu nehmen und auch den angrenzenden Vorplatz in die Planung zu integrieren. In Ermangelung einer ganzheitlichen Planung sowie konkreter Aussichten zum Thema Mobilitätswende und einer damit womöglich einhergehenden Bedeutungssteigerung des Offenbacher Hauptbahnhofes scheidet diese Vorzugsvariante der Denkmalpflege in der Praxis. Der Anpassungsdruck ist groß, der Blick begrenzt auf die unmittelbare Bedarfserfüllung. Damit bedeutet die überfällige barrierefreie Erschließung nun einen nicht unerheblichen, irreversiblen Eingriff im Bereich der Eingangssituation Bismarckstraße und der Personenunterführung. Von der Bismarckstraße her bietet sich die neuerliche Öffnung eines früheren Seiteneingangs im östlichen Verbindungsbau als verträglich scheinende Option an. Die barrierefreie Erschließung der Bahnsteige hingegen macht bei Wahrung der Raumwirkung mit dem Einbau von Aufzugseinbauten in den Treppenfluchten den Verlust der Hälfte der historischen Aufgänge unumgänglich.

Auch die erforderliche Erhöhung des Bahnsteigniveaus führt zu beträchtlichen Eingriffen. Die Bahnsteigoberfläche muss in Gänze

#### Abb.8: Eingangshalle

Grüne und schwarze bauzeitliche Fliesen der Empfangshalle und der flankierenden Gebäudeflügel. Später geschlossene Durchgänge wurden mit kleinteiligem, farblich angepasstem Glasmosaik ergänzt. Foto: H. Völker, LfDH

#### Abb.9: Aufgang zu den Gleisen

Hölzerner Handlauf auf expressionistisch ausgeformten Metallkonsolen, Natursteinstufen, Fahrradschiene und scharrierte Wandoberflächen sind gut erhalten. Foto: Ch. Krienke, LfDH

neu angelegt werden, was auch die bauzeitlichen Aufbauten, die erhaltenswerte Dachkonstruktion aus genieteten Stahlträgern und die Treppenanlagen betrifft. Auch der Umgang mit Aufbauten wie dem kleinen oktogonalen Backsteinbau mit Trinkbrunnen auf Bahnsteig 1–2, dessen Inschrift auf die ehemalige Funktion als »Nachlöseschalter« hinweist, ist in diesem Zusammenhang zu klären.

### BRÜCKEN- UND GLEISBETTSANIERUNGEN AM BAHNDAMM

Neben der Erhöhung des Bahnsteigniveaus und der barrierefreien Erschließung des Empfangsgebäudes betreffen die anstehenden Baumaßnahmen auch die Stampfbetonbrücken des Bahndamms, die statisch nachzuweisen sind. Die Gleisbrücken über der Personenunterführung bestehen etwa aus Stampfbetonsegmentbögen mit am Scheitel eingelegten Doppel-T-Trägern. Zustand und Standfestigkeit dieser Mischkonstruktion können nicht zerstörungsfrei untersucht werden, doch sind Sondierungen durch Tragwerksplaner in der Denkmalpflege unabdingbar. Inwie-

weit eine Ertüchtigung notwendig ist, werden die Ergebnisse zeigen müssen. Als ein optimistisch stimmender Erfolg darf bereits der Erhalt der Eisenbahnüberführung Sprendlinger Landstraße gelten (Abb. 10). Hier konnte der seitens des Planungsteams anfangs vorgeschlagene Ersatzneubau durch Injektionsfüllungen an der Brückenuntersicht verhindert werden.

Auch die Gleisbettsanierung, die partiell erforderlich ist, wirft neue Fragen auf. Durch die Bearbeitung der Oberflächen entfällt der Bestandsschutz und die Anwendung der inzwischen geltenden Rettungswegrichtlinie des Eisenbahn-Bundesamts wird notwendig. Für die Eisenbahnbrücken Karlstraße, Luisenstraße, Sprendlinger Landstraße und das dort anschließende Viadukt bedeutet dies jeweils das Abtragen der Brüstung und das Ergänzen eines vorkragenden Randwegs. Welche Ausnahmeregelungen oder Kompromisslösungen hier angewendet werden können, ist noch unklar. Jedenfalls ist in diesem Zusammenhang auch die geplante Lärmschutzsanierung zu berücksichtigen, die transparente Wände im Verlauf des innerstädtischen Bahndamms vorsieht.





## AUSBLICK – GESAMTKONZEPT WÜNSCHENSWERT

Ganz ohne Übertreibung lässt sich feststellen, dass Offenbach mit dem Hauptbahnhof und dem Bahndamm über ein außergewöhnliches kunst- und technisch-historisch bedeutendes Hochbauensemble verfügt. Die Baugeschichte reicht bald 150 Jahre zurück, hat einen grundlegenden Umbau und mehrfache Veränderungen zu verzeichnen, doch blieb die Grundstruktur stets gewahrt. Mit den anstehenden Maßnahmen stellt sich nun erneut die Frage, wie der Bahnhof seinen heutigen Anforderungen entsprechen kann. Wie weit kann sich das Denkmal bewegen, wie sehr muss es sich verändern und anpassen, um weiterhin nutzbar zu sein? Hier gilt es, gemeinsame Lösungen zu entwickeln, um das Bauensemble als bedeutendes Kulturdenkmal der Stadt zu erhalten und zugleich als funktionierende Verkehrsstation wiederzubeleben. Gerade mit Blick auf das Empfangsgebäude, dessen großzügige Raumstrukturen großes Potenzial bergen, bedarf es entsprechender Nutzungskonzepte. Seitens der Stadt Offenbach, die ernsthafte

Kaufabsichten bekundet hat, wurden erste Schritte bereits unternommen. Für das Empfangsgebäude liegt eine Machbarkeitsstudie vor. Für die Neuordnung der Außenraumgestaltung wurde ein Wettbewerb ausgelobt. Als (noch) Eigentümerin ist allerdings die Deutsche Bahn am Zug.

### ARCHIVALIEN

*Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStAW), 480, 2265, Betreffend: Missstände in den Wartesälen und in der Wohnung des Bahnhofswirtes, 05.01.1920.*

*HHStAW, 480, 2266, Denkschrift zum Entwurf für den Umbau des Personenbahnhofs und den Neubau des Güterbahnhofs zu Offenbach a. M.*

*HHStAW, 480, 2267, Zeitungsausschnitt aus der ‚Volkswacht‘ vom 28.07.1910.*



**Abb. 10:**

### Historische Brücke

Die Eisenbahnüberführung Sprendlinger Landstraße wurde als eine der denkmalgeschützten Überführungen des Bahndamms substanzschonend ertüchtigt.  
Foto: H. Völker, LfDH







## Blickpunkt

# JUDENPFAD, GELEITSTRASSE, VERBOTSSTEINE

## ÜBERLEGUNGEN ZU FUNKTION UND NAMEN EINER ALTSTRASSE UND IHRER WEGEMARKEN

Wolfgang Fritzsche

*Seit Mai 2021 arbeitet am Landesamt für Denkmalpflege Hessen ein Team aus sechs Personen an der Erfassung und Digitalisierung der hessischen Kulturlandschaften. Dabei spielt die Beschäftigung mit Altstraßen eine große Rolle. Sie verbinden Ortschaften, erschließen und vernetzen die Region oder führen zu weit entfernt gelegenen, überregional bedeutsamen Zentren. Damit waren und sind sie bis heute die Grundlage, um Menschen in Bewegung zu halten und Austausch zu garantieren. Manchmal helfen ihre Namen und Ausstattung, ihre Bedeutung zu erkennen. Gelegentlich werfen sie aber auch Rätsel auf.*

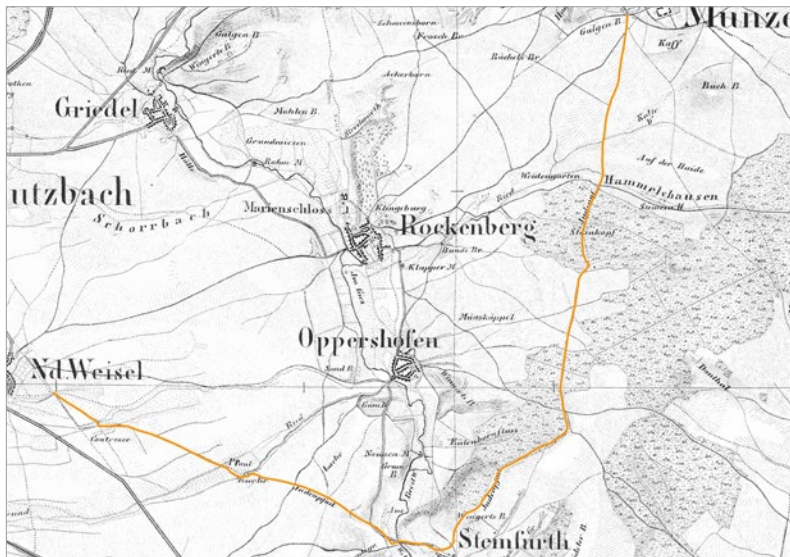
Im nördlichen Wetteraukreis gibt es eine bemerkenswerte Häufung an besonderen und hessenweit seltenen Kulturdenkmälern, den ›Verbotssteine‹ genannten Wegemalen. Allein fünf stehen in der Nähe von Münzenberg und verbieten die Passage bestimmter Wegabschnitte (Abb. 1). Zwei von ihnen zogen die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich, weil sie scheinbar willkürlich einen Abschnitt des sogenannten Judenpfades zwischen Münzenberg und Steinfurth sperrten. Gleichzeitig war der Judenpfad aber auch Bestandteil des Wetterauer Geleitstraßensystems. Diese sich zunächst widersprechenden Nutzungsbedingungen sollen im Folgenden näher beleuchtet werden.

### JUDENPFAD

Der Verlauf des Judenpfades ist auf einigen Karten des Großherzogtums Hessen-Darmstadt aus dem 19. Jahrhundert mit seinem Namen dargestellt. Die folgende Wegebeschreibung resultiert aus einer Analyse verschiedener Altkarten, verbunden mit der Auswertung digitaler Geländemodelle. Streckenweise ist der Verlauf heute durch Nutzungsänderungen, Flurbereinigungen oder Bewuchs im Wald

**Abb. 1:**  
Verbotsstein am Weg  
nach Ober-Hörgern  
Foto: W. Fritzsche, LfDH





**Abb. 2:**  
Verlauf des Judenpfads auf der Karte des Großherzogtums Hessen, um 1840

Karte: Hist. topograf. Karten (Open Data). Georeferenzierung und Bereitstellung: HIL, Hervorhebung: W. Fritzsche, LfDH

**Abb. 3:**  
Blick vom Judenpfad nach Norden auf Münden

Foto: W. Fritzsche, LfDH

vollständig überdeckt (Abb. 2 und 3). Der Judenpfad verläuft von Münden kommend fast exakt nach Süden, führt an der Wüstung Hammelshausen vorbei, um den 226 Meter hohen Steinkopf westlich zu umrunden (Abb. 4). Nach Austritt aus dem Wald quert er den östlichen Gemarkungsbereich von Oppershofen und ersteigt die 235 Meter hohe Erhebung an der ›Ruhstatt‹. Südlich davon kreuzt er die Straße von Oppershofen nach Södel, die heutige K 172. An dieser Stelle tritt er abermals in den Wald ein und biegt nach Südwesten Richtung Steinfurth ab. Unmittelbar vor dem historischen Ortskern knickt er nach Westen ab und quert die Wetter über eine Brücke. Von dort verläuft er nach Nordwesten, um kurz vor Nieder-Weisel in die Alte Straße nach Butzbach zu münden.

Johann Jakob Gesser kommt das Verdienst zu, mit einer Grenzbeschreibung von 1472 die bisher älteste Nennung des Judenpfads als

›Judenstrasse‹ veröffentlicht zu haben. Zur Namensdeutung schrieb er, dass sich die aus Frankfurt vertriebenen Juden hilfeschend an Cuno von Münzenberg gewandt haben sollen, der ihnen 1188 gestattete, in Münzenberg ansässig zu werden. Auf dem Weg dorthin, der vorgeblich gradlinigen Verbindung zwischen den beiden jüdischen Niederlassungen Münzenberg und Friedberg, soll ein ständiger Verkehrsweg entstanden sein, eben der Judenpfad. Stephan Kolb dagegen schrieb in seiner Geschichte der Nauheimer Juden, die Münzenberger Juden hätten die alte Römerstraße zwischen Friedberg und Münzenberg genutzt, um Vieh auf die Märkte zu treiben und verortete die von ihm ›Dreyfuss-Steine‹ genannten Verbotsteine dort. Tatsächlich nehmen aber Judenpfad und Alte Römerstraße zwei unterschiedliche Verläufe. Regine Steffl schrieb, die Verbotsteine hätten nichts mit Juden zu tun. Sie datiert sie in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nötig seien sie geworden, weil zu diesem Zeitpunkt die Waldweide aufgegeben wurde und eine moderne, planmäßige Waldwirtschaft einsetzte.

Die Namensdeutung Gessers ist sicherlich auf den ersten Blick plausibel, tatsächlich aber aus mindestens zwei Gründen wenig wahrscheinlich: Bei dem Judenpfad handelt es sich keineswegs um eine gradlinige, die Orte umgehende Verbindung zwischen Münzenberg und Friedberg. Eine solche ist auf keiner der eingesehenen Altkarten verzeichnet. Das Gegenteil ist der Fall. Die meisten Altkarten zeigen Straßenverläufe westlich der Usa von Friedberg über Nauheim nach Butzbach, östlich der Usa über Schwalheim, Wisselsheim, Steinfurth, Oppershofen, Rockenberg nach Griedel, wo wiederum ein Weg nach Münzenberg abzweigte oder von Dorheim nach Norden. Diese Letztere ist die Alte Römerstraße, die tatsächlich die meisten Ortslagen meidet. Sie führt aber, auch als Hohe Straße bezeichnet, eher über Trais-Münzenberg als durch Münzenberg selbst. Von einer direkten Verbindung der beiden jüdischen Gemeinden Münzenberg und Friedberg kann also keine Rede sein. Wesentlich gewichtiger aber ist der zweite Grund. Gesser übersieht, dass der Judenpfad ab Steinfurth nach Nordwesten Richtung Nieder-Weisel führte. Diesen Verlauf zeigt auch eine Geleitkarte von 1718 und auf den Karten des 19. Jahrhunderts ist er, da-





rauf wurde bereits hingewiesen, ebenfalls als Judenpfad bezeichnet, während sich diese Benennung zu den Straßen Richtung Friedberg nicht wiederfindet. Vermutlich basiert die These Gessels auch gar nicht so sehr auf der Aufnahme der Juden durch Cuno von Münzenberg am Ende des 12. Jahrhunderts, sondern vielmehr auf einer regelmäßigen (auch) von Juden genutzten Verbindung zwischen verschiedenen Gemeinden. Für letztere Überlegung spricht, dass die Bezeichnung ›Judenpfad‹, auch ›Judenweg‹, ›Judenstraße‹ oder ›Judengasse‹ keineswegs singulär, sondern anhand von überdauernden Flurnamen auch in der Wetterau mehrfach belegt ist. So beispielsweise als ›Judenstraße‹ zwischen Wölfersheim und Berstadt, als ›Judenhohl‹ in Södel oder als ›Judengasse‹ in Bellersheim. Fast schon selbstverständlich liegen Flurstücke mit den Bezeichnungen ›Beim Judenpfad‹ in der Gemarkung Oppershofen. Schließlich und endlich lag 1796 aber auch das Flurstück ›Am Judenpfad‹ in der Gemarkung Nieder-Weisel. Gerade diese Bezeichnung belegt, dass der Judenpfad von Steinfurt kommend Richtung Nieder-Weisel und Butzbach verlief.

#### GELEITSTRASSE

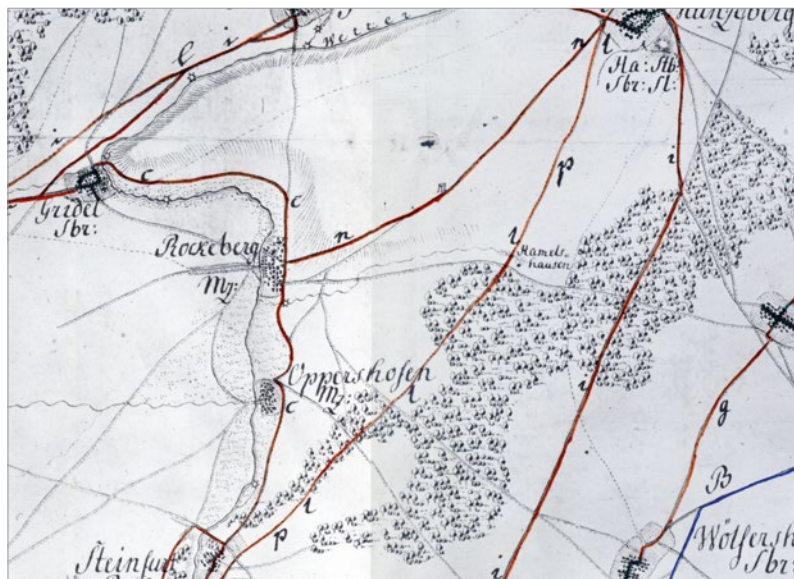
Auch die Wetterauer Geleitkarten sprechen eine andere Sprache!<sup>1</sup> Der eigentliche Zweck

des Geleits lag in der Sicherstellung der Frankfurter Messe, beziehungsweise dem Schutz der an- und abreisenden Händler, Waren und Kunden gegen Überfälle. Diese Sicherstellung war ein den Landgrafen von Hessen-Darmstadt verliehenes kaiserliches Privileg. Es war zunächst eine Pflicht, die sie sich aber schon bald vergüten ließen. Dies geschah auf zwei Wegen: Zum einen erhoben sie von den Reisenden ein Geleitgeld, das wesentlich zu ihrem wirtschaftlichen Einkommen beitrug. Zum anderen, und das ist nicht minder wichtig, erhielten sie in den Geleitbezirken eine gewisse Macht in Territorien anderer Herrschaften. Gerade in der territorial stark zersplitterten Wetterau erweiterte dies ihr Einflussgebiet, führte aber immer wieder auch zu Konflikten. Den unmittelbaren Schutz der Reisenden gewährten ein in Ober-Rosbach stationierter Geleitoffizier mit einigen Soldaten oder im Dienste des Hauses Darmstadt stehenden Husaren. Dabei wurde zwischen der Anreise nach Frankfurt, der sogenannten Aufführung, und der Abreise, der Abführung, unterschieden. Beide erfolgten nicht zwangsläufig über dieselbe Straße. Nun darf man sich diese Geleitstraßen aber nicht wie heutige Straßen vorstellen. Es handelte sich in aller Regel um unbefestigte Wege. Eine der wenigen Ausnahmen stellte um 1790 die oben bereits

**Abb. 4:**  
Der Verlauf des Weges  
am Steinkopf ist kaum  
mehr wahrnehmbar.

Foto: W. Fritzsche, LfDH





**Abb. 5:**  
Auf dem Ausschnitt der Geleitkarte von 1792 ist der Judenpfad zwischen Steinfurth und Münzenberg mit p, l markiert.

Karte: HIL: Kartensammlung W 954

erwähnte ehemalige Römerstraße dar. Die Erläuterungen zur Geleitkarte von 1792 weisen explizit darauf hin, dass sie sehr gut zu nutzen und überwiegend gepflastert war.

Der Judenpfad zwischen Steinfurth und Münzenberg führte durch die beiden Gemarkungen Oppershofen und Rockenberg und damit über Kurmainzisches Gebiet. Auch er ist auf den beiden Geleitkarten aus dem 18. Jahrhundert verzeichnet. Im Februar 1718 schlossen Kurmainz und Hessen-Darmstadt einen Vertrag, um die sich in der Vergangenheit eingeschlichenen Irrungen und Missverständnisse zur Durchführung des Geleits aus dem Weg zu räumen. Diesem Vertrag liegt eine Karte ebenso bei wie eine exakte Beschreibung der darauf verzeichneten Straßen und Wege. Grundsätzlich, so wurde konstatiert, stand das Geleitrecht auf diesen Straßen dem Haus Hessen-Darmstadt zu. Das bedeutet, hessische Offiziere und Soldaten hatten während des Geleits auf mainzischem Territorium auch rechtliche Befugnisse, um den Schutz tatsächlich gewähren zu können. Im Umkehrschluss bedeutet das aber auch, dass außerhalb der Geleitzeiten diese Rechte nicht galten. Die zu dem Vertrag gehörende Karte führt auch den Judenpfad. Dazu heißt es in der Beschreibung: »Geht von Münzenberg ein Fussweg auf Hamelshausen linker Hand an der Bubenheimer Wand vorbei, förters durch Rockenberger Wald, und selbige Felder auf Steinfurth.« Ganz ähnlich, nur in umgedrehter Gehrichtung, beschreibt der Verfasser der Karte von 1792 Ge-

org Friedrich Werner den Weg: An »[...] Steinfurth vorbei; dann rechterhand den Fusspfad nach Münzenberg, welcher Pfad durch den Rockenberger Wald und selbige Felder auf Hamelshausen, der so genannten Bobenhäuser Wand vorbei gehet auf und durch Münzenberg, [...]« führt (Abb. 5).

## VERBOTSSTEINE

Verbotene Wege durften nur eingeschränkt oder gar nicht genutzt werden. Auch sie gab es in der Wetterau keinesfalls selten. Gerade die Wegebeschreibungen der Geleitkarte von 1792 sind dafür beredtes Zeugnis: Sie nennen einen verbotenen Weg, der von der 1804 abgebrochenen Straßheimer Kirche nach Süden Richtung Ober-Wöllstadt führte, ein anderer verlief zwischen Büdesheim und Windecken, ein dritter von Okarben nach Groß-Karben. Zumeist wurde das Verbot auf Holztafeln ausgesprochen, gelegentlich stellte man auch Verbotsteine auf. Davon haben sich in der Region fünf erhalten: Zwei stehen zwischen Münzenberg und Ober-Hörgern / Gambach und drei am Judenpfad. Sie sind als Kulturdenkmale geschützt.

Von den beiden Steinen am Weg nach Ober-Hörgern ist einzig der am Hechtsgraben vollständig erhalten. Der näher zu Münzenberg gelegene besteht nur noch als Rumpf. Dennoch sind beide Inschriften bekannt und verbieten annähernd gleichlautend die Passage und stellen sie unter Strafe: »BW [Verbotener Weg] / ZGB 30 [zu gehen bei 30 Kreuzer] / ZRB 45 [zu reiten bei 45 Kreuzer] / ZFB 1G [zu fahren bei 1 Gulden] / 30 x ST [30 Kreuzer Strafe]« (Abb. 1).

In der Literatur wird davon ausgegangen, dass beide das Durchqueren von Gelände im Besitz der Herren von Hattstein untersagen. Da dieser seine größte Ausdehnung im Raum Münzenberg zwischen 1610 und 1629 hatte, werden sie allgemein in diese Zeit datiert.

Der nördliche der beiden Verbotsteine am Judenpfad steht deutlich vor dessen Eintritt in den Wald an der Kreuzung zweier Feldwege, der zweite rund einen Kilometer nordöstlich der Ortsmitte von Steinfurth (Abb. 6 und 7). Auch sie tragen annähernd identische Inschriften: »Dieser Weeg ist zum Durchtrieb mit Vieh bei 5 Kr und zum Reuten bei 30 kr Strafe verboten.«

Bemerkenswert ist, dass beide Steine zwar in der Nähe, aber nicht exakt auf der heutigen Gemarkungsgrenze, der früheren Grenze zu

mainzischem Territorium, stehen. Während der nördliche rund 180 Meter südlich davon steht, ist der südliche rund 15 Meter nördlich davon lokalisiert.

Die beiden Verbotsteine stehen im Norden nach Eintritt in Rockenberger Gemarkung und im Süden nach Eintritt in Oppershofener Gemarkung. Beide Orte gehörten um 1800 zu Kurmainz, während Steinfurth zum Mannlehen der Löw von Steinfurth zählte und Münzenberg mehrherrisch war. Sie verboten somit nicht das Betreten mainzischen Territoriums, sondern explizit das Reiten und Viehtreiben auf dem Weg und durch den Wald, der, teilweise sogar als Markwald, von den Bewohnern der beiden Orte gemeinsam bewirtschaftet wurde.

Ein Markwald unterschied sich rechtlich von anderen Wäldern. Er gehörte den darin zusammengeschlossenen Gemeinden, hier Oppershofen und Rockenberg, deren Bewohner Nutzungsrechte an ihm hatten. Organisation, Verwaltung und Aufsicht waren durch Markordnungen geregelt.

Die älteste bekannte Markordnung für diesen Wald stammt aus dem Jahr 1472. Die Inhaber der Nutzungsrechte teilten sich den Ertrag in Abhängigkeit von der Anzahl ihrer Anteile. Die Rechte wiederum bestanden in der Ver-

wertung des Bau-, Brenn- und Nutzholzes. Im Gegenzug beschlossen die Markgenossen gemeinschaftlich die unterschiedlichen Aufforstungs- und Pflegemaßnahmen. Die letzte Markordnung von 1716 galt bis zur Einführung der neuen ›Organischen Forstordnung‹ am 16. Januar 1811, die am 5. August 1836 durch sehr genaue Verwaltungsvorschriften ergänzt wurde. Die entsprechende Mark bestand noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bis 1923 hatte der hessische Staat allerdings schon 337 der 372 Markanteile übernommen. Vermutlich gelangten die letzten Marken am Ende dieser Dekade an den Staat, der damit zum alleinigen Märker wurde.

Schon die 1716 erlassene Markwaldordnung war sehr umfangreich und legte Strafen bei der Überschreitung von Verboten fest. So war auch Einwohnern der beiden Orte der Eintrieb von Pferden, Ochsen, Ziegen und Schafen grundsätzlich untersagt. Sollte ein Reiter ertappt werden, so hatte er einen halben Reichstaler Strafe zu zahlen, beim Eintrieb von zwei Ochsen sogar einen ganzen. Der hier untersuchte Weg fand zwar keine ausdrückliche Regelung, es ergeben sich aber zwei Hinweise auf ihn. So war Schäfern im Frühling ein vier Ruten breiter Saum für den Trieb der



**Abb. 6:**  
Verbotstein am  
Judenpfad auf Rocken-  
berger Gemarkung  
Foto: W. Fritzsche,  
LfDH

**Abb. 7:**  
Verbotstein am  
Judenpfad auf Oppers-  
hofener Gemarkung  
Foto: W. Fritzsche,  
LfDH





**Abb. 8:**  
2010 am Friedberger  
Weg aufgestellter Ver-  
botsstein

Foto: W. Fritzsche, LfDH

Schafe freizuhalten. Er führte von der Diebseiche neben der Blitzwiese entlang bis an die ›JudenstraÙe‹ und von dort durch den Wald bis Hammelshausen. Ein weiterer Schaftrieb verlief von Oppershofen an der Ruhstatt und am Wald entlang bis an den ›unrechten Pfad‹ und von dort in das Hinterfeld. Beide Beschreibungen weisen ohne jeden Zweifel auf den verbotenen Weg, den ›Judenpfad‹, und seine Nutzung hin und machen den Verlauf bis heute nachvollziehbar.

Zwischen beiden ›Verbotssteingruppen‹ gibt es einen gravierenden Unterschied: Die beiden erstgenannten verbieten das Begehen, das Reiten auf und das Befahren des Weges, während die am ›Judenpfad‹ den Durchtrieb des Viehs und das Reiten verbieten. Das Verbot des Viehdurchtriebs, der sogenannten Viehtrift, sollte verhindern, dass sich die Tie-

re während der Trift satt fraÙen. Das Verbot diente also der Schonung des Waldes und der Wahrung der Hutrechte der Waldbesitzer und Märker. Leider fehlen im Moment noch belastbare Quellen mit Verfahren bei VerstoÙ gegen dieses Verbot. Zuständig wäre das Markgericht, zu dem unter anderem die beiden SchultheiÙen aus Oppershofen und Rockenberg gehörten. Einzig ein Zufallsfund im Gerichtsbuch Nieder-Weisel gibt einen vagen Hinweis: Im Frühjahr 1746 war Haune, ein jüdischer Einwohner von Ostheim, auf dem ›verbotenen Jud Pfad mit Vieh gegangen‹ und hatte dafür einen Gulden Strafe zu zahlen.<sup>2</sup> Dieser Eintrag belegt zwar, dass es auf Nieder-Weiseler Gemarkung einen ›verbotenen Judenpfad‹ gab, der wahrscheinlich identisch ist mit dem Weg von Steinfurth nach Nieder-Weisel, er gibt aber keine Auskunft zu dem Abschnitt Steinfurth-Münzenberg, denn dort war ein anderes Gericht zuständig. Eindeutig ist aber auch, dass die Passage des Pfades mit Vieh bereits 1746 verboten war und sich das Verbot nicht ausdrücklich auf Juden bezog.

Bedauerlich ist auch, dass die beiden Verbotsteine keine Jahreszahlen tragen und kaum datierbar sind. In der Literatur werden sie vielfach mit einem Offizier der französischen Armee namens Dreyfuss in Verbindung gebracht, der sie angeblich 1806 hatte aufstellen lassen. Dafür lieÙen sich bislang keine Belege finden. Eine andere Überlegung besagt, sie seien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesetzt worden, als die Waldweide aufgegeben und eine planmäßige Waldwirtschaft eingeführt wurde. Nach derzeitigem Kenntnisstand erfolgte aber mit Einführung der ›Organischen Forstordnung‹ 1836 zunächst keine nennenswerte Änderung der Waldwirtschaft. Mit der Neuordnung der Länder um 1806 endete nicht nur das Wetterauer Geleit, sondern es ergaben sich auch Änderungen in den politischen Verhältnissen. Die beiden vormals kurmainzischen Orte Oppershofen und Rockenberg gelangten an Hessen-Darmstadt. Damit endete zwar die territoriale Zersplitterung, der Markwald mit seinen Sonderrechten aber blieb bestehen.

Bleibt noch ein Blick auf den fünften Verbotstein zu werfen (Abb. 8). Er steht heute rund 400 Meter südlich des Ortsrandes von Münzenberg am Friedberger Weg. Seine Existenz war lange unbekannt, bevor er im Jahr 2008



als Brunnenabdeckung wiedergefunden und zwei Jahre später an seinem jetzigen Standort aufgestellt wurde. In seiner handwerklichen Ausführung, vor allem aber durch seine Inschrift und die darin ausgesprochenen Verbote entspricht er den beiden Steinen zwischen Münzenberg und Ober-Hörgern.

## FAZIT

Der Judenpfad bildet ein großes, leicht nach Westen geneigtes ›V‹ mit Steinfurth an der unteren südlichen Spitze. Der Abschnitt von dort nach Nieder-Weisel ist zwar auf Karten als solcher benannt, es fehlen aber bislang belastbare Nachweise zu seiner Geschichte. Die Strecke bis Münzenberg war bis Anfang des 19. Jahrhunderts Bestandteil einer Geleitstraße und davon wiederum führte ein großer Teil durch einen Markwald. Dieser Markwald, genauer gesagt, die beiden Gemarkungen Oppershofen und Rockenberg, gehörten gleichzeitig bis Anfang des 19. Jahrhunderts zu Kurmainz, während die benachbarten Ortschaften in anderen Herrschaften lagen. In unmittelbarer Nähe zu den früheren Landesgrenzen stehen die beiden Verbotsteine. Auch wenn mit der Neuordnung der Länder 1806 die Geleitrechte ebenso endeten wie die territoriale Zersplitterung, blieben die Steine stehen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Funktion.

Somit kann nach derzeitigem Kenntnisstand konstatiert werden, dass die Verbotsteine das Reiten und den Viehtrieb in den Wald und nicht in das Territorium untersagten. Auch wenn der Vertrag zwischen Kurmainz und Hessen-Darmstadt von 1718 nicht explizit darauf eingeht, so wird doch deutlich, dass dieses Verbot nicht während der Zeit der Frankfurter Messen bestand, denn sonst wäre dort ein Geleit nicht möglich gewesen.

Die Bezeichnung ›Judenpfad‹ beziehungsweise ›Judenstraße‹ ist bereits im späten Mittelalter nachgewiesen. Aus den bislang eingesehenen Unterlagen lässt sich aber kein Zusammenhang zwischen dem Namen und den Verbotsteinen herstellen.

1 Für den Hinweis auf die Geleitkarte von 1792 und umfangreiche Informationen zu den Geleitstraßen in der Wetterau danke ich Dr. Dieter Wolf.

2 Für diesen Hinweis danke ich Frau G. Schunk.

## LITERATUR

Heinrich Riebeling, *Historische Verkehrsmaie in Hessen. Ein topographisches Handbuch zur Verkehrsgeschichte* (Dossenheim/Heidelberg 1981).

Johann Jakob Gesser, *Rockenberg ein Wetterauer Dorf im Spiegel der Zeit. 1150-1950* (Rockenberg 1950).

Stephan Kolb, *Geschichte der Nauheimer Juden. Eine gescheiterte Assimilation* (Bad Nauheim 1987).

Werner Wagner, *Die ›Dreyfus-Steine‹ am Judenpfad bei Steinfurth und Rockenberg*. In: *Butzbacher Geschichtsblätter* 1984, Nr. 35, S. 147.

Regine Steffl, *Zur Geschichte der Gambacher Judengemeinde*. In: *Butzbacher Geschichtsblätter* 1984, Nr. 6, S. 29.

Gail Schunk, Winfried Schunk, *Alte Straßen im heimischen Raum*. In: *Butzbacher Geschichtsblätter* 1997, Nr. 122, S. 93–96, und 1997, Nr. 123, S. 100.

Dieter Wolf, *Butzbach auf historischen Abbildungen, Karten und Plänen vom 16. bis 19. Jahrhundert*. In: *Wetterauer Geschichtsblätter* 54, 2005, S. 93–387.

## QUELLEN

Hessischen Staatsarchiv Darmstadt (HStAD) P 1, Nr. 1434: Karte der Wetterau von Frankfurt bis Butzbach mit Geleitstraßen, 1718.

HStAD A 6, Nr. 1363: Vertrag zwischen Hessen-Darmstadt und Kurmainz über die Beilegung der Streitigkeiten um das Geleit nach Frankfurt durch Einrichtung von Geleitdistrikten [...], 1717.

HStAD A 6, Nr. 1364: Anlage B zum Vertrag zwischen Hessen-Darmstadt und Kurmainz über die Beilegung der Streitigkeiten um das Geleit nach Frankfurt durch Einrichtung von Geleitdistrikten [...], 1717.

HStAD E 14 B, Nr. 89/4: Beschreibung der von dem Ingenieur-Hauptmann und Professor Georg Friedrich Werner zu Gießen 1790 bis 1792 gefertigten Karte der hessen-darmstädtischen Geleits-Rechte in der Wetterau, 1792.

HStAD E 14 B, Nr. 89/5: Geleit-Streitigkeiten in der Wetterau, Anfertigung der Geleits-Karte durch Ingenieur-Hauptmann [Georg Friedrich] Werner (vgl. P 10 Nr. 33) und Entwurf einer Instruktion für den Geleits-Hauptmann, 1791–1800. Hessisches Institut für Landesgeschichte: Kartensammlung W 954 Karte von einem Theil der Wetterau, worin das Hochfürstliche Haus Hessen Darmstadt die Geleitsgerechtigkeit hergebracht hat, 1792.





## Blickpunkt

# AUSGRABUNGEN IM ZENTRUM DES RÖMISCHEN NIDA IN FRANKFURT AM MAIN - HEDDERNHEIM

Andrea Hampel, Rolf Skrypzak

*In den Frankfurter Gemarkungen Heddernheim und Praunheim ist seit dem 16. Jahrhundert eine römische Fundstelle bekannt. Auf den ausgedehnten Ackerflächen wurden immer wieder Mauern angepflügt, aber auch Funde geborgen. Aus diesem Grund ist das Areal als ›Heidenfeld‹ in die Beschreibungen eingegangen. Seitdem beschäftigt die als das römische NIDA identifizierte Stadt die Bodendenkmalpflege und hält immer wieder neue wissenschaftliche Erkenntnisse sowie herausragende Funde und Befunde bereit (Abb. 1). Das Bild der Stadt und ihre Bedeutung im Römischen Reich werden immer deutlicher.*

### UNTER RÖMISCHER HERRSCHAFT

Tatsächlich wurden in diesem Areal im 1. Jahrhundert n. Chr. zunächst kurzzeitige Marschlager angelegt, dann ein Standlager in Form eines (Stein-)Kastells für eine Auxiliereinheit (Hilfstruppen) errichtet, um das sich ein Lagerdorf (*vicus*) entwickelte, und schließlich eine römische Stadt gegründet. Sie trug den Namen NIDA und war Hauptort der *Civitas Taunensium* in der römischen Provinz Obergermanien. Somit war das Gebiet für Jahrhunderte unter römischer Herrschaft, die dort nach neueren Forschungsergebnissen bis zum Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. bestand.

Die Fundstelle erstreckt sich über mehr als 40 Hektar und der größte Teil lag unter den ausgedehnten Ackerflächen zwischen den heutigen Frankfurter Stadtteilen Heddernheim und Praunheim. Aufgrund der an- und ausgepflügten Fundstücke geriet der Platz schon früh in den Fokus der römischen For-

**Abb. 1:**  
**Bronzegefäß während der Ausgrabung**  
Geborgen auf den Stufen eines abgebrannten Holzkellers  
Foto: R. Skrypzak, Denkmalamt Frankfurt a. M.

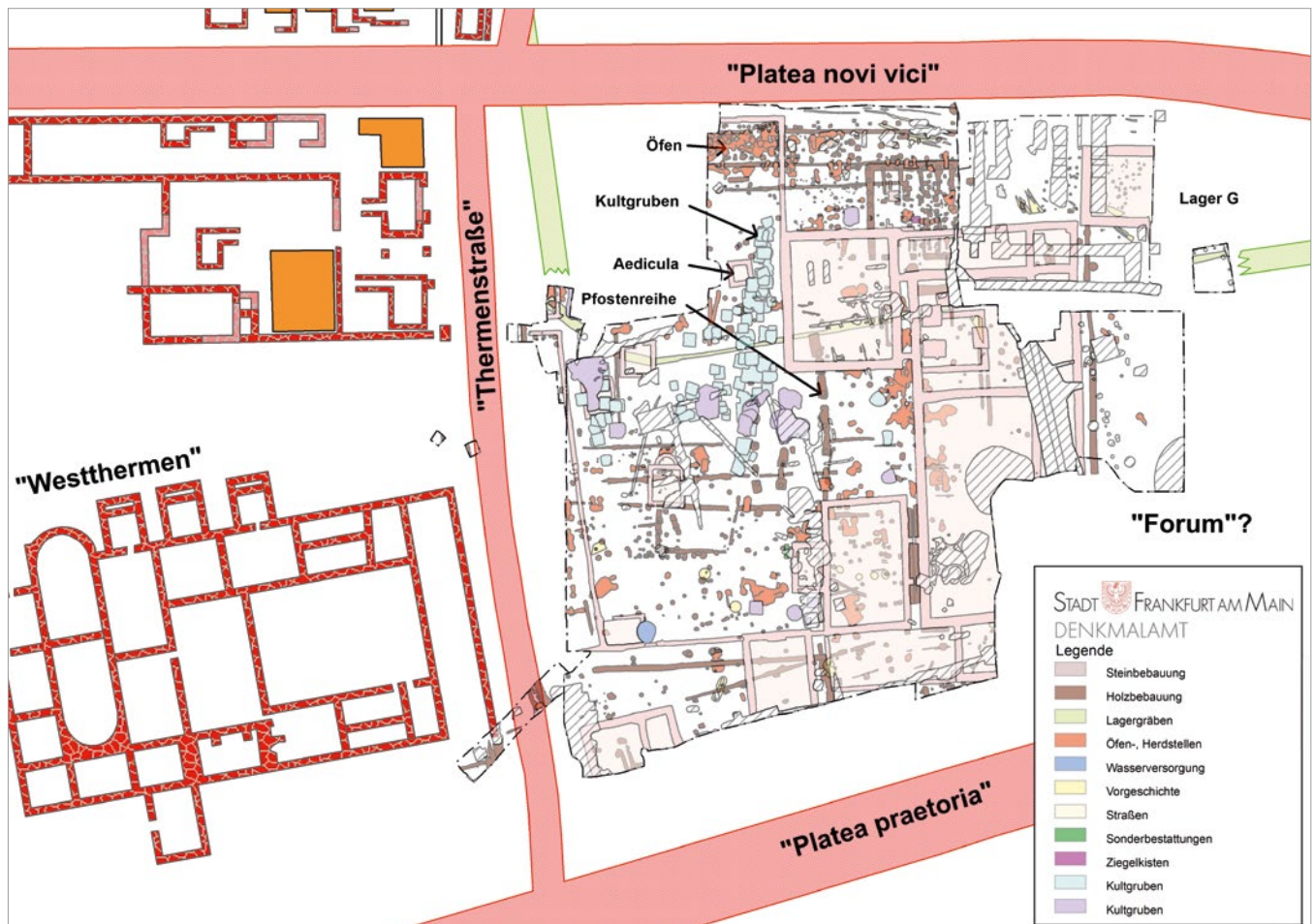




schung. Es handelt sich um eine der größten archäologischen Fundstellen in Hessen. Bereits in den Jahren 1927 bis 1928 entstanden südlich der modernen Straße »In der Römerstadt« auf einer Länge von 1,5 km 1.220 Wohnungen des Bauprogramms »Neues Frankfurt«. Die als »Römerstadt« benannte Siedlung ist heute ein herausragendes Kulturdenkmal und steht unter Denkmalschutz. Die Bauarbeiten wurden archäologisch begleitet und erfüllten in jeder Weise den damaligen wissenschaftlichen Standard. In dem Areal wurden zahlreiche Streifenhäuser der Wohnbebauung, Töpferöfen und Lagergräben erfasst, aber auch Großbauten wie z. B. die Ostthermen, ein Theater, ein *praetorium* (Sitz des Oberbefehlshabers) sowie die südliche Stadtmauer. Nur ausnahmsweise erfolgten Ausgrabungen auf der Nordseite der Straße, hier sind als markantes Beispiel die Westthermen zu nennen. Obwohl zu diesem Zeitpunkt die Qualität und Bedeutung der römischen Fundstelle bereits bekannt waren, wurde nördlich der

Straße von 1962 bis 1968 ein ungleich größeres Bauprogramm umgesetzt. In diesem Zeitraum entstanden rund 7.500 Wohnungen der »Nordweststadt«, dazu ein U-Bahn-Anschluss und ein Einkaufszentrum sowie mehrspurige Autostraßen und zahlreiche Tiefgaragen. Der deutlich schnellere Baufortschritt und die Tatsache, dass kaum archäologisches Personal vorhanden war, führte zu nur streiflichtartigen Dokumentationen. Dr. Ulrich Fischer, damals Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte (heute Archäologisches Museum Frankfurt), gab sein Bestes, trotzdem wissen wir nur wenig über die römische Stadtstruktur. Bekannt sind dennoch der Verlauf der beiden Hauptstraßen sowie der Stadtmauern, der Standort der Tore, außerdem Lage, Größe und Aussehen des Kastells wie auch der Hafenanlagen an der Nidda und schließlich der zahlreichen Friedhöfe. Im Laufe der letzten 30 Jahre wurden durch die Bodendenkmalpflege Hunderte Baumaßnahmen in den Gemarkungen Heddernheim

**Abb. 2:**  
**Neu identifizierter**  
**Tempelbezirk**  
 Er liegt östlich der Westthermen zwischen den beiden Hauptstraßen. Der ursprünglich dort vermutete Marktplatz liegt vielleicht rechts davon.  
 Grafik: R. Skrypzak,  
 Denkmalamt  
 Frankfurt a. M.





**Abb.3:**  
**Backöfen römischer Soldaten**

Sie gehörten zu einem der Marschlager.  
Foto: R. Skrypzak, Denkmalamt Frankfurt a. M.

und Praunheim bearbeitet und alle haben ihren Teil zu unserem Wissen von der römischen Stadt beigetragen. Ergänzt wurden die Erkenntnisse durch Meldungen von Einzelfunden durch private Sammler und Gärtner. Trotzdem ergab sich nur ein ausschnittartiges Bild, welches sich auch in der Zukunft nur begrenzt ergänzen lassen wird. Denn bis auf Restflächen im Bereich der Grünanlagen der ›Römerstadt‹ und zwei größere zusammenhängende Areale in der Nordweststadt ist alles überbaut. Somit bot sich nur auf den letztgenannten Flächen die Möglichkeit, die römische Stadtstruktur dieser bedeutenden Fundstelle in größerem Umfang zu erforschen.

Aufgrund eines gültigen Bebauungsplans für das gesamte Gebiet hatte das Denkmalamt bereits 1991 mit der Bearbeitung der westlichen Fläche ›In der Römerstadt 126–134‹ begonnen, welche 2023 abgeschlossen wurde. In den Jahren 2016 bis 2018 sowie von 2022 bis 2023 auf einer Erweiterungsfläche erfolgte eine weitere Großgrabung auf dem östlichen Areal ›In der Römerstadt 120‹.

In beiden Fällen war das Areal zuvor durch die US Army genutzt und mit Kasernengebäuden ohne Unterkellerung bebaut worden. Eine Betreuung der Flächen durch die Bodendenkmalpflege war während dieser Zeit

nicht möglich. Zwar erfolgte die Rückgabe der Areale an die Bundesrepublik Deutschland, doch befinden sich beide Grundstücke jetzt im Besitz der Stadt Frankfurt a. M. bzw. einer städtischen Wohnungsbaugesellschaft. Beide Grundstücke liegen im Zentrum der ehemaligen römischen Stadt, das sich zwischen den beiden Hauptstraßen und zu beiden Seiten der großen Westthermen erstreckte, die heute weitgehend überbaut sind.

#### **EIN GROSSER TEMPELBEZIRK**

Die archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück ›In der Römerstadt 120‹ wurden notwendig, da hier eine Erweiterung der ›Römerstadtschule‹ geplant war. Unter der örtlichen Grabungsleitung von Rolf Skrypzak und Denis Neumann wurde durch das Denkmalamt der Stadt Frankfurt a. M. eine Fläche von rund 4.000 m<sup>2</sup> ausgegraben. Das Areal liegt östlich der sog. Thermenstraße, welche die beiden römischen Hauptstraßen von Norden nach Süden verband. Vor der Ausgrabung war man davon ausgegangen, dass mit jener der dreieckige Marktplatz, also das Forum erfasst werden würde (Abb. 2).

Im Rahmen der Untersuchungen stieß man jedoch auf eine dichte Bebauung in diesem Abschnitt und es ergaben sich keine Hinweise auf





**Abb. 4:**  
Kleine quadratische  
*aedicula* im Tempel-  
bezirk

Rechts unten wird der Kultbau durch einen Kultschacht gestört.

Foto: R. Skrypzak,  
Denkmalamt  
Frankfurt a. M.

**Abb. 5:**  
Sog. Ziegelkiste  
mit Unterbau

Sie wurde möglicherweise für Trankopfer genutzt.

Foto: R. Skrypzak,  
Denkmalamt  
Frankfurt a. M.

einen ausgedehnten Marktplatz. Die ältesten archäologischen Befunde gehören in die Zeit der militärischen Okkupation und stammen von kurzzeitig belegten Marschlagern, von denen bis zu diesem Zeitpunkt elf zuzüglich des Steinkastells bekannt waren.

Von dem bereits bekannten Lager G wurde der südliche Spitzgraben identifiziert, der die Grabungsfläche auf einer Länge von rund 80 m von Osten nach Westen durchzog. Ebenfalls zutage trat eine Vielzahl von einfachen Backöfen (Abb. 3). Da einige von ihnen den Lagergraben überdeckten, können nicht alle Lager G zugewiesen werden, sondern müssen zu einer anderen Militäreinrichtung gehört haben. Diese Befunde können grundsätzlich der Zeit der Militärlager bzw. dem Lagerdorf bis um etwa 110 n. Chr. zugewiesen werden, als die Truppen an den Limes verlegt wurden.

Mit dem Ausbau der beiden Hauptstraßen unter Vespasian entstand an der Stelle der Militärlager ein ausgedehnter Sakralbezirk. Die heutige Straße ›In der Römerstadt‹ begrenzt den Platz nach Süden und entspricht in ihrem Verlauf dem der bedeutenden Hauptstraße *platea praetoria* (vormals *platea novi vici*). Die nördlich gelegene *platea novi vici* (vormals *platea praetoria*) ist heute im Stadtbild nicht mehr erkennbar und bildet mit ihrem etwas schrägen Verlauf die Nordgrenze des Sakralbezirks mit seiner dreieckigen Grundform. Die neue Benennung der römischen Hauptstraßen geht auf die von Peter Fasold 2017 publizierten Forschungsergebnisse zurück.

Die Grabungsergebnisse deuten darauf hin, dass weiter nach Osten tatsächlich ein Platz,



d. h. das gesuchte Forum, vorhanden ist. Nach Westen begrenzt der Straßenzug der ›Thermenstraße‹ das Areal, der seinerseits die von den Westthermen eingenommene Fläche in dieser Richtung abschließt.

Der Sakralbezirk ist ausgedehnt und gliedert sich in mindestens zwei Bauphasen, wobei sich die jüngere durch repräsentative Steinbauten auszeichnet. Welchen Gottheiten die zutage getretenen Tempel geweiht waren, muss die weitere Forschung zeigen. Schon heute ist eine Vielzahl von Göttern in NIDA nachgewiesen und auch der Kaiserkult ist belegt, unter anderem durch die Reste von mindestens einer lebensgroßen und mindestens einer zweiten, deutlich größeren Figur aus Bronze.

Neben denen der Großbauten sind auf dem Gelände auch die Grundrisse von mindestens vier kleinen Gebäuden in der Art einer Ädikula (kleiner Tempel) zu nennen, die im westlichen Teil der Grabungsfläche lagen und offenbar in mindestens zwei Fällen zu einer älteren Bauphase gehörten (Abb. 4). Neben einer Vielzahl anhand von Lage und Füllung identifizierten ›Kultgruben‹, die allein in diesem Areal nachweisbar waren, fanden sich auch mindestens fünf sog. Ziegelkisten, denen ebenfalls eine Bedeutung im Rahmen von Kulthandlungen zuzuweisen ist (Abb. 5).

Ebenfalls in eine ältere Phase gehören mindestens 13 Pfostengruben, bei denen eine im Profil schräg verlaufende Wandung von der Aufstellung der vergangenen Pfosten zeugte. Sie erreichten eine Tiefe von rund 2 m und waren mit Steinen im Gesamtgewicht bis zu 800 kg pro Pfosten verkeilt (Abb. 6). Tiefe und Ausführung der Pfostengruben lassen auf einen Holzpfosten mit einem Durchmesser von rund 40 cm schließen, der mindestens 10 m hoch aufragen konnte. Wie diese Holzobjek-



te oberirdisch aussahen, entzieht sich unserer Kenntnis, es sei jedoch an die in NIDA genannten ›Dendrophoren‹, die Baumträger, erinnert. Ausdehnung und Qualität des Sakralbezirks bekräftigen die Bedeutung der Stadt NIDA und es stellt sich die Frage, ob hier ein überregionales Zentralheiligtum vorliegt. Ihre Beantwortung muss Gegenstand der weiteren Forschungen an dieser Stelle sein.

### DAS SOG. ARMEEGELÄNDE

Im Bereich des westlichen ehemaligen Geländes der US Army und einer daran anschließenden städtischen Liegenschaft auf der anderen Seite der Westthermen führte die städtische Bodendenkmalpflege bereits seit 1990 Ausgrabungen durch, da ein gültiger Bebauungsplan vorlag. Im Jahr 2021 wurde eine Wohnbebauung konkret und die Ausgrabungen auf den Restflächen kamen Ende 2023 zum Abschluss (Abb. 7). Insgesamt waren nun rund 9.000 m<sup>2</sup> zusammenhängende Fläche westlich der Westthermen archäologisch erfasst.

### DIE WESTTHERMEN

Am Ostrand der Fläche westlich des umschlossenen Tempelbezirks liegen jenseits der ›Thermenstraße‹ die ausgedehnten Westthermen. Der Gebäudekomplex wurde bereits 1823 durch Ernst Bieber ausgegraben. Die ausgedehnten Erdeingriffe der Altgrabungen zeigen sich heute als großflächige Störungen.

Der publizierte Grundriss warf stets Fragen zum tatsächlichen Aussehen der Gebäude auf und besonders die Mauerstümpfe an den Rändern ließen Zweifel an der Qualität der Dokumentation aufkommen. Bei den aktuellen Ausgrabungen im westlich anschließenden Areal zeigte es sich, dass ein kleiner Teil der Thermen in das untersuchte Areal hineinreichte, dagegen liegt der Großteil der Anlage unter der Neubebauung der ›Nordweststadt‹ und der Straße. Die neuen Untersuchungen bestätigten in Bezug auf Maße und Details tatsächlich Biebers Feststellung einer Folge von drei kleinen Räumen, die in Mauerzungen endeten. Allein die Lage des Gebäudekomplexes muss um wenige Meter nach Nordwesten verschoben werden.

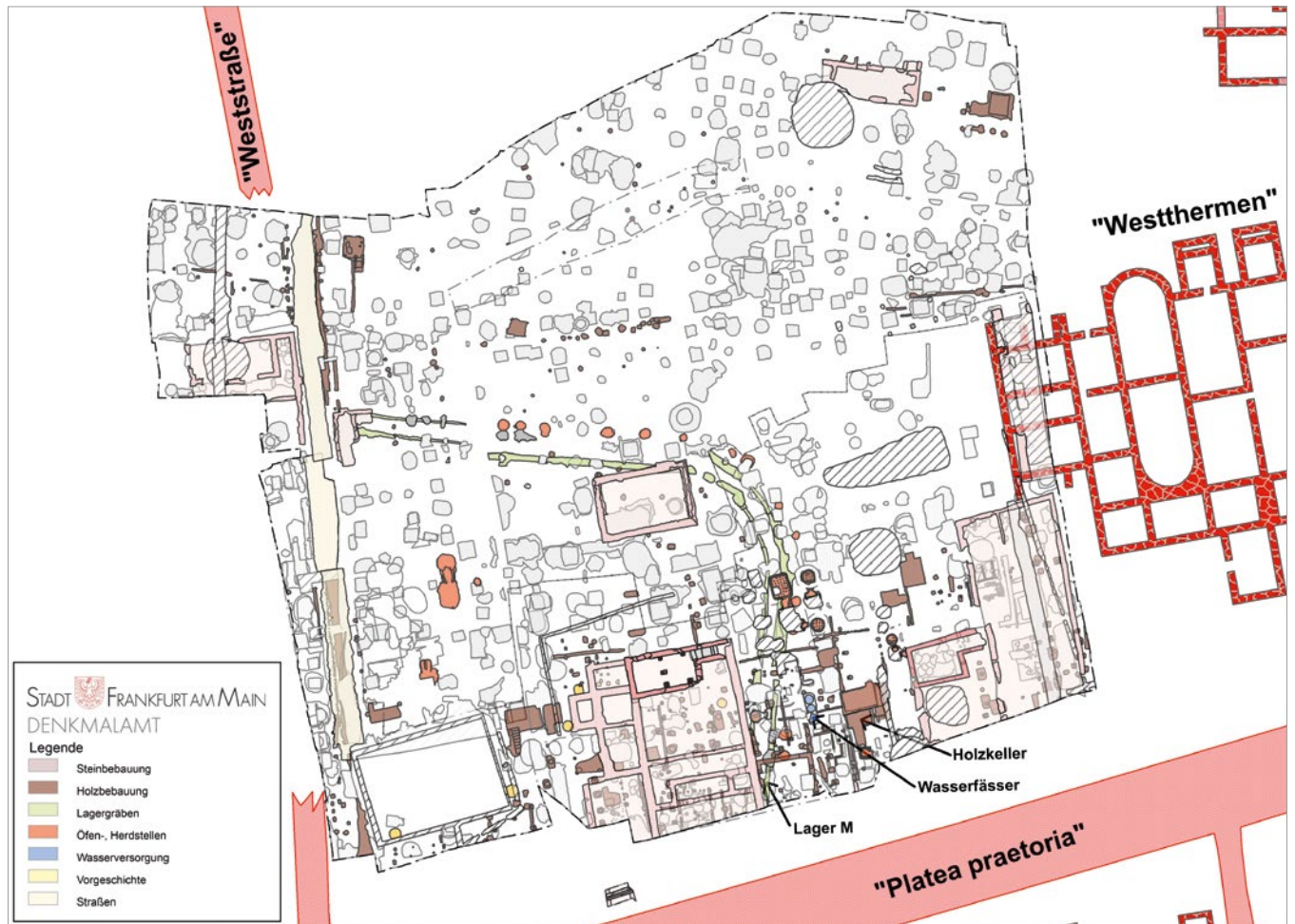
Bestätigt wurde auch der an der Westseite des Thermengebäudes verlaufende breite, flache, jetzt ausgebrochene Kanal, der entlang der gesamten Gebäudelänge von Norden



**Abb. 6:**  
Große Pfostenstellung  
mit Steinverkeilung

Die Standspur  
zeichnet sich dunkel  
verfüllt ab, links die  
schräge Baugrube.  
Foto: R. Skrypzak,  
Denkmalamt  
Frankfurt a. M.

nach Süden das Gelände durchzog und über die Grabungsgrenze hinausreicht. Im Bereich des Kanals zeigte sich ein größerer Gebäudegrundriss. Ein älterer Bau war hier nach dem Einsinken des Fußbodens durch eine Konstruktion in der Art eines Hypokaustums abgefangen und unterstützt worden (Abb. 8). Trotz der Störungen durch den Kanal und durch den Ausbruch der Mauern zu Beginn des 20. Jahrhunderts lässt sich ein großer Stein-Fachwerk-Bauerkennen, der direkt an der *platea praetoria* gestanden hatte. Die großen Westthermen wurden erst in der Folge errichtet. Das Baugrundstück wird an seinem Westrand durch die ›Weststraße‹ begrenzt und die Ausgrabungen reichten nur wenig über diese hinaus. Beiderseits der ›Weststraße‹ waren nur vereinzelt Gebäude oder Keller nachweisbar, aber eine große Zahl von Kloaken, Zisternen und Brunnen. Das einzige, zumindest in Teilen erfasste Gebäude der Steinphase von NIDA



**Abb. 7:**  
**Gesamtplan 2023 der**  
**Ausgrabungen auf dem**  
**›Armeegelände‹**

Im Norden die Grabungsflächen vor 2021, im Westen die ›Weststraße‹, im Osten die ›Westthermen‹

Grafik: R. Skrypzak,  
 Denkmalamt  
 Frankfurt a. M.

liegt westlich dieser Straße, während beziehungsweise östlich nur wenige kleine Keller die ältere, hölzerne Vicusbebauung dokumentieren. Allerdings zeigten die Ausgrabungen auch, dass der Verlauf der ›Weststraße‹ bereits durch eine ältere Parzellenteilung definiert war, da eine dichte Reihung von Zaunstäben unter der Straßentrasse einen entsprechenden Verlauf vorgab.

Das Grabungsareal östlich der Straße reichte nicht bis an die nördliche Hauptstraße *platea novi vici*. In einem Großteil der Fläche kam die genannte Vielzahl an Kloaken, Zisternen und Brunnen ans Licht, an Gebäuderesten traten nur zwei größere Steinkeller zutage. Zwar sind die Befunde bisher nicht chronologisch ausgewertet und zweifellos nicht alle gleichzeitig entstanden, doch ergibt sich eher der Eindruck einer ›Hinterhofsituation‹ ohne repräsentative Bauten. Dazu würden auch die aufgefundenen Töpferöfen als Belege für Handwerk passen. Die genannten Befunde überdeckten ein wei-

teres, bislang unbekanntes Militärlager, für das die Bezeichnung ›Lager M‹ vorgeschlagen wurde. Das Lager durchzog auf einer Strecke von 90 m das Grabungsgelände und war als Doppelgrabenanlage mit abgerundeter Nordostecke deutlich erkennbar. Die umfangreichen jüngeren Eingriffe und die Größe des Befundes ließen dessen Struktur erst in der letzten Grabungskampagne verstehen. Allerdings war in den älteren Flächen der auffallend schräge und von der jüngeren Bebauung abweichende Verlauf der Befunde aufgefallen (Abb. 7).

Hier im hinteren Grundstücksbereich ist allerdings ausdrücklich auf die geborgenen Reste von mindestens drei Jupitergigantensäulen zu verweisen, von denen mindestens zwei planmäßig im 3. Jahrhundert n. Chr. verlockt wurden. Diese repräsentativen Steindenkmäler waren ursprünglich sicher nicht weit entfernt von ihrem Auffindungsort aufgestellt gewesen. Außerdem konnte Ulrich Fischer nördlich der Westthermen direkt an der *platea novi vici*



einen ausgedehnten Gebäudekomplex freilegen, der ebenfalls nicht der üblichen Streifenhausbebauung entsprach. Seine besondere Bedeutung zeigt sich nicht zuletzt darin, dass ein Zugang vom Sakralbezirk in diesen Komplex führte.

### ZENTRALE LAGE – STADTMITTE

Anders verhält es sich mit dem Areal im Süden, direkt an der *platea praetoria*. Entlang der südlichen Grundstücksgrenze sind die Grundrisse von zwei großen Bauten nachgewiesen (Abb. 7). Bei einem davon handelt es sich um das zu der bereits 2011 ausgegrabenen, außergewöhnlichen Kelleranlage St. 753 gehörende Gebäude. In dessen rückwärtigem Bereich befand sich der Keller mit einer Länge von 7,50 m und einer Breite von 3,90 m, dessen 4,50 m langer Kellerhals mit Treppe einen Zugang von Osten ermöglichte.

Das Gebäude konnte allerdings nach Süden nicht vollständig erfasst werden. Im Rahmen von Kanalarbeiten wurden wiederum südlich davon die Reste eines Steinkellers erfasst. Dieser Befund ist aufgrund seiner Ausrichtung wohl dem Gebäude zugehörig und liefert einen Hinweis auf die Ausdehnung des Bauwerks in Richtung Hauptstraße, die auch an dieser Stelle noch nicht erreicht war. Somit fehlt weiterhin dessen südlicher Abschluss. Ohne Zwei-

fel handelte es sich hierbei entweder um ein vornehmes privates Anwesen oder um ein Gebäude mit öffentlichen Funktionen. Für dessen besondere Bedeutung spricht auch die bevorzugte Lage im Stadtzentrum direkt westlich im Anschluss an die großen Westthermen.

Zahlreiche Reste von Holzbefunden, die zur älteren Vicusbebauung gehören, reihten sich offenbar bereits vor der Stadtgründung entlang der südlichen Hauptstraße, der *platea praetoria*, die in ihrer Verlängerung bis nach *Mogontiacum* (Mainz) führte. Pfostengruben und Wandgräbchen, die sich zu Gebäuden und Überdachungen ergänzen lassen, sind ebenso nachgewiesen wie mehrere kleine Holzkeller. Einige der Holzkeller sind zudem mehrphasig. Unter einer jüngeren Bauphase fand sich z. B. ein weiterer, verbrannter Keller St. 3560 (Abb. 9). Der Raum maß 2,90 × 2,90 m, war mit dem Eingang nach Süden zur Hauptstraße hin ausgerichtet und wurde über eine Holztreppe erschlossen. Dass es sich bei dem Brandereignis um ein Schladfeuer handelte, darauf lassen Amphorenreste schließen, die der Lagerung von Vorräten dienten, außerdem ein Glasgefäß sowie ein fein gearbeitetes Gefäß aus Bronze, welche neben Resten von Eisenbeschlägen auf den Treppenstufen zum Vorschein kamen (Abb. 1). Letztere sind massiv und symmetrisch gefertigt und dürften an ei-



**Abb. 8:**  
Ziegelstützen in der Art von Hypokausten  
Reparaturmaßnahme eines abgesackten Fußbodens  
Foto: R. Skrypzak, Denkmalamt Frankfurt a. M.



**Abb. 9:**  
**Ausgebrannter**  
**Holzkeller**

Blick von Süden auf  
 den Kellerraum mit  
 Treppeneingang  
 Foto: R. Skrypzak,  
 Denkmalamt  
 Frankfurt a. M.

nem Holzobjekt befestigt gewesen sein. Aufgrund der Ausführung wäre vielleicht an eine römische Sackkarre zu denken.

Im östlich anschließenden Bereich erstreckten sich ebenfalls die Reste eines ausgedehnten Schadfeuers, dem offenbar ein großes Holzgebäude zum Opfer gefallen war.

Zahlreiche Stücke von verbranntem Wandverputz mit Maleriesten zeugen von einer qualitätvollen Ausmalung der Räume. Neben geometrischen Mustern gab es in den Räumen offenbar auch figürliche Darstellungen. Das Gebäude wird durch den Abwasserkanal geschnitten und kann deshalb nicht gleichzeitig mit den steinernen Westthermen bestanden haben. Es lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt funktional nicht näher einordnen. Es wurden keinerlei Bestandteile der Ausstattung angetroffen, sodass die Möglichkeit eines »heißen« Abrisses nicht ausgeschlossen werden soll.

Ein ungewöhnlicher Befund sind drei nebeneinander angeordnete, verbrannte Fässer, die keine Funde enthielten (Abb. 10). Auch eine archäobotanische Stichprobe (freundliche Auskunft von Prof. A. Stobbe, Goethe-Universität Frankfurt a. M.) brachte keine Ergebnisse, weshalb mit einer Funktion als Wasserfässer zu rechnen ist. Gleichwohl handelt es sich um einen seltenen Nachweis oberirdisch stehender Fässer, kennt man sie doch sonst eher in sekundärer Verwendung, etwa als Brunneneinbauten. Aufgrund von Pfostenstellungen einer möglichen Überdachung, mit ungebranntem Ton verfüllten Gruben in der anschließenden Fläche und von nahe gelegenen Töpferöfen könnte ein Zusammenhang mit dem Töpferhandwerk bestehen, das bekanntermaßen einen hohen Wasserbedarf hat.



## DIE WOHNGEBIETE

Auch außerhalb der zentralen Grundstücke fanden Ausgrabungen statt, wie im Bereich südlich der *platea praetoria*, wo sich im Rahmen der Errichtung der ›Römerstadt‹ bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine dichte und gleichartige Wohnbebauung aus parallelen Streifenhäusern gezeigt hatte. Nördlich der *platea novo vici* konnte Fischer 1961/62 eine ganz ähnliche Situation östlich und oberhalb des Sakralbezirkes nachweisen. Die Ausgrabungen des Denkmalamtes 2023 unter der örtlichen Grabungsleitung von Michael Obst auf dem westlich anschließenden Areal erbrachten schließlich das gleiche Ergebnis: Trotz zahlreicher moderner Störungen war auch hier eine dichte Folge kleiner Kelleranlagen sichtbar, die auf eine reguläre Wohnbebauung mit Streifenhäusern hindeutet.

## DIE ENTWICKLUNG VON NIDA

Die Ausgrabungen im Zentrum der Stadt erbrachten als älteste Befunde solche aus der Okkupationszeit in Form von kurzzeitig belegten Marschlagern. Spätestens mit der Errichtung des Auxiliarkastells entwickelte sich ein ausgedehntes Lagerdorf entlang der Hauptstraßen. Erwartungsgemäß waren neben Wohnhäusern auch Handwerksbetriebe nachweisbar. Der Aufschwung begann Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. mit der Ernennung zum Hauptort der *Civitas Taunensium*. Dies lässt sich an den verschiedenen Phasen mit qualitätvollen Bauten und Umbauten ebenso ablesen wie an

den Belegen für deren besondere Ausstattung sowie an den Funden. Die Anlage von repräsentativen öffentlichen und sakralen Gebäuden in der ›Innenstadt‹ von NIDA lässt einen planmäßigen Ausbau erkennen. Trotz der starken modernen Überprägung des Geländes wird eines immer deutlicher: NIDA muss einer der bedeutendsten Orte im rechtsrheinischen *Imperium Romanum* gewesen sein.

## LITERATUR

Ernst Bieber, *Die römischen Stadtthermen im Westen von Nida* (Mitteilungen über römische Funde in Hedderheim V, Frankfurt a. M. 1911) S. 91–109.

Peter Fasold, *Die Römer in Frankfurt<sup>2</sup>* (Frankfurts Archäologie, Regensburg 2017).

Ulrich Fischer, *Grabungen im römischen Vicus von Nida-Hedderheim 1961–1962* (Schriften des Museums für Vor- und Frühgeschichte – Archäologisches Museum 14, Bonn 1998).

Andrea Hampel, Lennart Niehues, Markus Scholz, Rolf Skrypzak, *Ausgrabungen im Zentrum von NIDA* (Frankfurt a. M.–Hedderheim). In: *Hessen-Archäologie 2022* (2023) S. 112–117.

Ingeborg Huld-Zetsche, *Nida – eine römische Stadt in Frankfurt am Main* (Schriften des Limesmuseums Aalen 48, Stuttgart 1994).

## Abb. 10: Drei verbrannte Holzfässer

Diese wurden wohl sekundär als Regentonnen genutzt.  
Foto: R. Skrypzak,  
Denkmalamt  
Frankfurt a. M.









## Blickpunkt

# DIE AUSGRABUNGEN AUF DEM AREAL DER EHEMALIGEN DEUTSCHORDENSNIEDERLASSUNG AN DER ELISABETHKIRCHE IN MARBURG

Susanne Gütter, Christa Meiborg

*Im Vorfeld der Neugestaltung des Kirchengeländes fanden zwischen 2006 und 2021 großflächige Ausgrabungen rund um die Elisabethkirche statt. In insgesamt zwölf Grabungskampagnen konnte das Sachgebiet für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der hessenARCHÄOLOGIE an der Außenstelle Marburg bauliche Überreste der früheren Deutschordensniederlassung und mehrere Friedhofsareale freilegen. Bei der Erneuerung des Oberflächenbelages wurde ein Teil der früheren Grundrisse in den Sandsteinplatten gekennzeichnet, die den Besucherinnen und Besuchern mittels mehrerer Informationsstelen erläutert werden.*

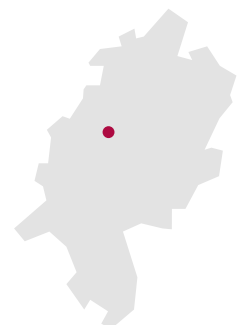
## EINFÜHRUNG

1228 gründete Elisabeth von Thüringen ein Hospital vor den Toren der Stadt Marburg. Nach ihrem frühen Tod 1231 wurde sie heiliggesprochen und über ihrem Grab ab 1235 die heutige Elisabethkirche errichtet. Bereits 1234 übernahm der Deutsche Orden das Hospital und so entstand im Laufe der Jahrhunderte eine große Anlage rund um die Kirche, von der noch heute einige Gebäude bestehen und den Platz prägen (Abb. 1).

Die Marburger Niederlassung entwickelte sich in den nachfolgenden Jahrzehnten zu einer großen und wohlhabenden Ballei im Reich. Der Besitz entstand durch Zuwendungen der zu dem Grab der Heiligen pilgernden Menschen, durch Stiftungen wohlhabender Bürgerinnen und Bürger und durch das eingebrachte Vermögen der neu in den Konvent eintretenden Mitglieder aus Adel und Bürgertum. Durch diese umfangreichen Schenkungen und die gezielten Ankäufe des Ordens entwickelte sich der Deutsche Orden bis zum späten 15. Jahrhundert zu einem der bedeutendsten Grundherren in Hessen.

## Abb. 1: Vorgängerkirche im Nordosten der Elisabethkirche

Blick nach SW auf die Sakristei und den Nordchor der Elisabethkirche; vorne rechts: Teile der freigelegten Apsis  
Foto: S. Gütter, LfDH



**Abb. 2:**  
Plan der Ausgrabungen  
1970/71 und  
2006–2021

Fundamentreste aus der Frühzeit der Hospital- und Deutschordensanlage (orange); Bleiwasserleitung (grün); auf dem Plan von 1734/35 verzeichnete Gebäude / Mauern (blau)  
Plan: S. Gütter, LfDH

Das Aussehen der Anlage um 1734/35 ist uns in vielen Einzelheiten überliefert. Denn im Auftrag des damaligen Landkomturs des Deutschen Ordens in Hessen, Damian Hugo Graf von Schönborn, wurden das gesamte Gelände sowie die einzelnen Gebäude vermessen. Im Zuge der Ausgrabungen auf dem ehemaligen Deutschordensgelände zeigte sich eine recht genaue Übereinstimmung zwischen der damaligen Dokumentation und den freigelegten Mauerstrukturen (Abb. 2).

Einige der Bauten sind nahe der Elisabethkirche bis heute erhalten geblieben, so das Deutsche Haus (heute Fachbereich Geographie, Philipps-Universität Marburg), das große Backhaus (heute Sitz des Mineralogischen Museums) (Abb. 3), das frühere Brauhaus und die Wohnung des Oberförsters/Fruchtmesserhaus (heute Wohnhäuser) sowie die Ruine der Kapelle des Elisabethhospitals (ehemaliges Pilgerhospital/später städtisches Hospital) am heutigen Pilgrimstein.

## ARCHÄOLOGISCHE FORSCHUNGEN VON 1883 BIS HEUTE

Bei grundlegenden Renovierungsarbeiten 1854–61 im Inneren der Elisabethkirche traten in der Nordapsis unter dem Fußboden erstmals Mauerreste einer Vorgängerkirche zutage, die 1883 Anlass für Ausgrabungen des Marburger Geschichtsvereins im angrenzenden Außenbereich waren. Weitere Untersuchungen durch den Verein fanden 1889 im Bereich der früheren Kapelle des Brüderhospitals (Firmanei/Firmaneikapelle) statt. Die ersten gut dokumentierten archäologischen Untersuchungen wurden 1970/71 im Zuge der Verlegung und Verrohrung des Ketzerbaches im Norden des Kirchenplatzes durchgeführt. 1997 folgten punktuelle Ausgrabungen im Inneren der Kirche, als dort Wärmestationen für eine neue Fußbodenheizung installiert wurden. Von 2006 bis 2021 erfuhren das gesamte Umfeld der Elisabethkirche und der nördlich angrenzende Firmaneiplatz eine vollständige







Umgestaltung, wobei die bislang begrünten und gekiesten Flächen sukzessive einen großformatigen Sandsteinplattenbelag erhielten (Abb. 4). Diese tiefgreifende Neugestaltung gab Anlass für Ausgrabungen auf einer Fläche von rund 9.700 m<sup>2</sup>. Dabei wurden die jeweiligen Flächen bis auf Bautiefe untersucht. Nur in Abschnitten von besonderem archäologischem Interesse wurden auch tiefer greifende Schnitte angelegt. In den übrigen Bereichen wurde bewusst auf weitere Ausgrabungen, die immer auch eine Zerstörung des Bodendenkmals bedeuten, verzichtet, um sie als »archäologisches Reservat« für die Nachwelt zu erhalten.

### BODENVERHÄLTNISSE UND GELÄNDERELIEF

Das Untersuchungsgebiet liegt in den Niederungen des Lahntals im Bereich der Einmündung des Ketzertals und unterhalb der Bergkuppe der sog. Augustenruhe. Heute noch begrenzt im Nordosten ein Seitenarm der Lahn (»Schwarzes Wasser«) das Gelände, während der ursprünglich im Süden verlaufende Ketzertal nun unterirdisch in einem Kanal verläuft.



Nach der lokalen Überlieferung hieß es bis weit in die 1970er-Jahre hinein, die Elisabethkirche sei in einem »sumpfigen Areal auf Eichenpfählen« gegründet. Nach Ausweis geologischer Bohrungen und der umfangreichen archäologischen Untersuchungen wissen wir inzwischen, dass als Baugrund für die Kirche ein Areal abseits der weicheren Auesedimente gewählt wurde, das spätestens seit dem Spätglazial (Spätphase Pleistozän 14.000–10.000 v. Chr.) trocken war. Hinweise auf eine erste Nutzung in der Mittelsteinzeit (circa 10.000–5.500 v. Chr.) geben zwei Feuersteinklingen und mehrere Abschläge, die während der Ausgrabungen 1970/71 im Norden der Kirche geborgen wurden. Ein geschliffenes Steinbeil aus der Jungsteinzeit (5.500–2.200 v. Chr.) und die Überreste einer vorgeschichtlichen Siedlungsgrube mit Bruchstücken eines endneolithischen/frühbronzezeitlichen Vorratsgefäßes (etwa 2.800–2.000 v. Chr.) weisen auf eine dauerhafte Nutzung des Gebietes in der Vorgeschichte hin. Während der aktuellen Ausgrabungen fanden sich in den Kolluvien und Rinnensedimenten immer wieder verschliffene Fragmente eisenzeitlicher Siedlungskeramik, aber auch mehrere Siedlungsgruben aus dieser Epoche (circa 800–15 v. Chr.), die belegen, dass dieses Gebiet damals intensiver besiedelt wurde. Hinweise auf eine landwirtschaftliche Nutzung des Areals im hohen Mittelalter liefern als Hakenpflugspuren ansprechbare Strukturen in tief liegenden Schichten östlich der Elisabethkirche.

**Abb. 3:**  
Ehemaliges  
»Deutsches Haus« und  
»Backhaus« heute

Im Vordergrund die Ausgrabungsfläche 2016 im Norden der Elisabethkirche  
Foto: LfDH

**Abb. 4:**  
Nördl. Kirchenplatz  
nach der Erneuerung  
Das Rasenpodest mit  
den wiederbestatteten  
Skeletten (Mitte  
rechts), oberhalb im  
Pflaster Grundrissmar-  
kierung der früheren  
Firmanei/Firmani-  
kapelle  
Foto: S. Gütter, LfDH





**Abb. 5:**  
**Neu entdeckter**  
**Hospitalbau östlich**  
**der Elisabethkirche**  
 Blick nach ONO  
 auf den westlichen  
 Abschluss im Funda-  
 mentbereich mit zwei  
 Türschwelle  
 Foto: S. Gütter, LfDH

### **DIE HOSPITALGRÜNDUNG DER HL. ELISABETH VON THÜRINGEN**

Das 1228 gegründete erste Hospital umfasste nach Aussagen der Schriftquellen verschiedene, von einem Zaun umgebene Gebäude. Genannt werden eine Kapelle, ein Hospitalgebäude zur Pflege der Kranken, Elisabeths Wohnhaus, Wohnräume für diejenigen, die im Hospital Dienst taten und zusätzliche Gebäude für die Versorgung und Pflege aller dort Lebenden. Während der Ausgrabungen 2009 und 2011 wurde angrenzend an die Nordseite der Elisabethkirche ein Kirchengrundriss im Fundamentbereich freigelegt – mit hoher Wahrscheinlichkeit die Überreste der ursprünglichen Hospitalkapelle, die dem hl. Franz von Assisi geweiht war (Abb. 1; 2,1). Es handelte sich dabei um einen lang gestreckten Steinbau (28 × 10 m) mit halbrunder Ostapsis, dessen mächtige Fundamente aus in Lehm gebetteten Bruchsteinen bestanden. An der Westseite befand sich ein in Mörtelbauweise fundamentierter quadratischer Turm (10 × 10 m), der offenbar erst nachträglich angebaut worden war. Wahrscheinlich

können wir mit diesem Bau die bescheidene Kapelle (*capella modica*) aus den Schriftquellen fassen, in der man Elisabeth bestattet hatte. Ihr Grab lag wahrscheinlich im Zentrum des Kirchenschiffes und wurde später beim Bau der Elisabethkirche (Grundsteinlegung: 15. August 1235) in die Nordapsis des Neubaus integriert (Abb. 2,2).

Als das schriftlich überlieferte Hospitalgebäude ist möglicherweise ein lang rechteckiges Gebäude zu identifizieren, dessen Überreste 2011/12 direkt östlich der Elisabethkirche entdeckt wurden (Abb. 2,3). Der Bau befand sich ursprünglich nur wenige Meter von der Hospitalkirche entfernt und wies eine Breite von 9,05 m und eine Mindestlänge von 30,50 m auf. Die Fundamente bestanden wie bei der Hospitalkapelle/-kirche aus Steinblöcken (Mauerstärke 1 m), die ohne Verwendung von Mörtel in Lehm gesetzt worden waren (Abb. 5). Über einem hohen Sandsteinsockel hatte man das Gebäude in Fachwerktechnik errichtet. Es war im Inneren weiß verputzt und trug ursprünglich ein Schieferdach.



Neben den hier bereits vorgestellten Grundmauern können wohl noch weitere, bei den Ausgrabungen freigelegte Befunde der auf Initiative von Elisabeth errichteten Anlage zugerechnet werden. Dazu zählen 2016 und 2020 ausgegrabene Fundamente eines kleinen Fachwerkhauses (2,70 × 3,00 m) im Osten der Elisabethkirche. Es wurde in Holz-/Lehmbauweise auf Schwellbalken errichtet und wies ursprünglich einen Lehm-Kalkputz auf (Abb. 2,4; 6). Auch zwei in Abschnitten erhaltene Trenn- oder Umfassungsmauern im Nord- und Südwesten des Areals gehörten wohl zu ihrer Hospitalanlage oder zur Frühphase der Deutschordensniederlassung (Abb. 2,5a–b). Den planmäßigen Aufbau der Hospitalanlage belegt auch der aufwendige Bau einer Frischwasser-Versorgungsleitung: An mehreren Stellen ergaben sich Hinweise, dass der Baugraben einer Bleiwasserleitung offenbar bereits vor Errichtung der Kapelle vom ersten Nutzungsniveau der Hospitalgründung aus angelegt worden war. 1971 konnte ein kurzes Teilstück dieses Bleirohres mit einem Durchmesser von 3,5 cm freigelegt werden, das eine Steinabdeckung vor dem Erddruck schützte. Der erneut 2011/12 bis in 2,50 m Tiefe nachgewiesene Graben für das Tiefbauwerk verlief mit leichtem Gefälle direkt an der Nordseite der Vorgängerkirche vorbei und konnte in der Grabungsfläche auf einer Länge von über 64 m rekonstruiert werden (Abb. 2,6).

## ZUR BAUGESCHICHTE DER ELISABETHKIRCHE

Nach der Grundsteinlegung 1235 begannen die Arbeiten zur Errichtung eines Gotteshauses im Stil einer frühgotischen Hallenkirche im Bereich des geplanten Hauptchores (Ostchor) und wurden am Nord- und Südchor sowie am Langhaus fortgesetzt (Abb. 7). Die Weihe fand im Jahr 1283, also 48 Jahre nach der Grundsteinlegung statt. Zu dieser Zeit hatten die Westtürme bereits die Höhe des Kirchenschiffes erreicht; um 1340 war die Elisabethkirche mit dem Abschluss der Türme nach rund 105 Jahren Bauzeit vollendet.

Während der aktuellen Ausgrabungen wurden auch zahlreiche neue Informationen zu Konstruktion und Gründung der heutigen Elisabethkirche gewonnen. So wurde deutlich, dass der Westabschluss mit den beiden Türmen auf einem circa 15 m breiten und 36 m lan-

gen Fundamentblock sitzt, den man zwischen 2,60 und 3,20 m tief in den Untergrund eingebracht hatte (Abb. 2,7). Das Langhaus ruht auf einem eindrucksvoll gearbeiteten Fundamentsockel, der ursprünglich sichtbar bleiben sollte und in Gestalt einer Stufe das natürliche Geländegefälle ausgleicht. Erst bei der Errichtung der mächtigen Südturmfundamente wurde die bis dahin durchgehaltene Gestaltung des Fundamentbankettes wegen des letztlich höher liegenden Eingangsbereiches aufgegeben. Bei den Ausgrabungen der letzten Jahre wurde auch dieser umlaufende Fundamentsockel freigelegt, der heute noch im Bereich des Ostchores sichtbar ist (Abb. 1, Mitte; 2). Auf dem Sockel lag in einer Pfeilernische am Südchor ein massiver Steinmetzzirkel (Radius max. 40 cm) aus der Bauzeit der Kirche, der der Übertragung von Formen direkt auf das jeweilige Werkstück diente (Abb. 8).

An einigen Stellen rund um die Kirche wurden die Überreste mehrerer, sich z. T. überschneidender, aus Steinplatten erbauter, wasserableitender Kanäle freigelegt, die viele Jahrhunderte in Nutzung waren. Die Kanäle sollten das anfallende Regenwasser besonders von den riesigen Dachflächen der Kirche ableiten. Sie fingen das Traufwasser von den Wasserspeichern auf und führten es mit leichtem Gefälle in den Mühlbach (im Norden) oder in den Ketzerbach (im Süden).

## DIE FRIEDHOFSAREALE

Rund um die Elisabethkirche verteilten sich verschiedene, zu unterschiedlichen Zeiten genutzte Friedhöfe, da es stets nur der obersten geistigen und weltlichen Elite vorbehalten blieb, innerhalb eines Gotteshauses und dort möglichst nahe am Hauptaltar bestattet zu werden. Bei den Ausgrabungen im Zuge der Neugestaltung des Kirchenumfeldes wurden nur die Gräber untersucht, die ohnehin durch die Bauarbeiten zerstört worden wären. So zeichneten sich insgesamt mindestens 494 Gräber als Verfärbungen im Boden ab, tatsächlich untersucht wurden davon 224. Die ursprüngliche Zahl der im Zeitraum von 600 Jahren hier bestatteten Menschen dürfte aber um ein Vielfaches höher gelegen haben.

In der Frühzeit des Hospitals wurden die Toten nördlich der Kapelle und südlich des mutmaßlichen Hospitalgebäudes bestattet (Abb. 2,8a–b). Die Gräber wiesen eine Anord-

**Abb. 6:**  
**Keramikfunde aus der**  
**Frühzeit der Hospital-**  
**anlage**

Kugeltopf, Fast-  
 steinzeugkanne und  
 Spitzkacheln aus einer  
 Siedlungsgrube nahe  
 dem Fachwerkhaus  
 südöstlich der Elisa-  
 bethkirche

Foto: R.-J. Braun, LfDH



nung in Reihen auf, wobei die geringe Anzahl von Überschneidungen der Grablagen im Norden für eine relativ kurze Nutzung des dortigen Areals spricht. Das Bestattungsareal wurde an der Nordseite durch eine Mauer begrenzt (Abb. 2,5b). Südlich des mutmaßlichen Hospitalbaus fanden sich weitere Bestattungen (Abb. 2,8b; 9). Bereits während der Ausgrabung ließ sich in diesem Bereich durch die stratigrafische Analyse nachweisen, dass einige Gräber vor den Baubeginn der Elisabethkirche 1235 datieren und noch einen deutlichen Bezug zur Südmauer des Hospitalgebäudes aufweisen. Die Toten waren hier in Tüchern und nicht in Holzsärgen bestattet worden, wie dies das ganze Mittelalter hindurch gebräuchlich war. In dem genannten Areal wurden wohl Pilgernde, Hospitalbewohnerinnen und -bewohner und -angehörige bestattet.

Mit dem großflächigen Ausbau der Deutschordensniederlassung verlagerte sich das Friedhofsareal auf die gesamte Fläche im Süden der Elisabethkirche, da die Nordseite nun als Hof- und Wegebereich intensiver genutzt wurde. Für die Pilgernden entstand eine eigene Kapelle mit Friedhof (St. Michael, Weihedatum 1270) auf dem Hang westlich

oberhalb der Elisabethkirche. Im Süden des Deutschordensareals kamen im Zuge der Ausgrabungen zahlreiche Grabstätten, zum Teil noch mit Überresten hölzerner Särge, zutage. Wahrscheinlich wurden hier vorwiegend die Mitglieder des Deutschen Ordens bestattet, wie auch die große Überzahl der bei der anthropologischen Untersuchung als männlich bestimmten Individuen nahelegt (Abb. 2,8c). Vor dem Hauptportal der Elisabethkirche erstreckte sich ein weiterer Friedhof, der wohl ursprünglich nach drei Seiten hin begrenzt war (Abb. 2,8d). Kaum eine Bestattung wurde nicht durch eine andere überschritten; häufig lagen drei bis fünf Skelette teils auch versetzt übereinander. Hier fanden sich zudem die Überreste einer aus Backsteinen gemauerten Gruft. Im Gegensatz zu den spätmittelalterlichen Bestattungen enthielten die neuzeitlichen Gräber verstärkt Objekte wie Totenkronen, Kreuzanhänger oder Rosenkränze, die auf einen Wandel im Bestattungsritus hinweisen (Abb. 10). Möglicherweise wurden hier vorwiegend die Bediensteten des Deutschen Ordens mit ihren Familien begraben.

Die Mehrzahl der aufgefundenen Skelette wurde nach der wissenschaftlichen Untersu-



chung im Norden der Kirche unter dem modernen Rasenpodest wiederbestattet. Eine Gedenktafel kennzeichnet heute den Ort der sekundären Grablege (Abb. 4, Mitte rechts).

#### DIE BAUTEN DER DEUTSCHORDENSNIEDERLASSUNG NACH DEN ARCHÄOLOGISCHEN BEFUNDEN

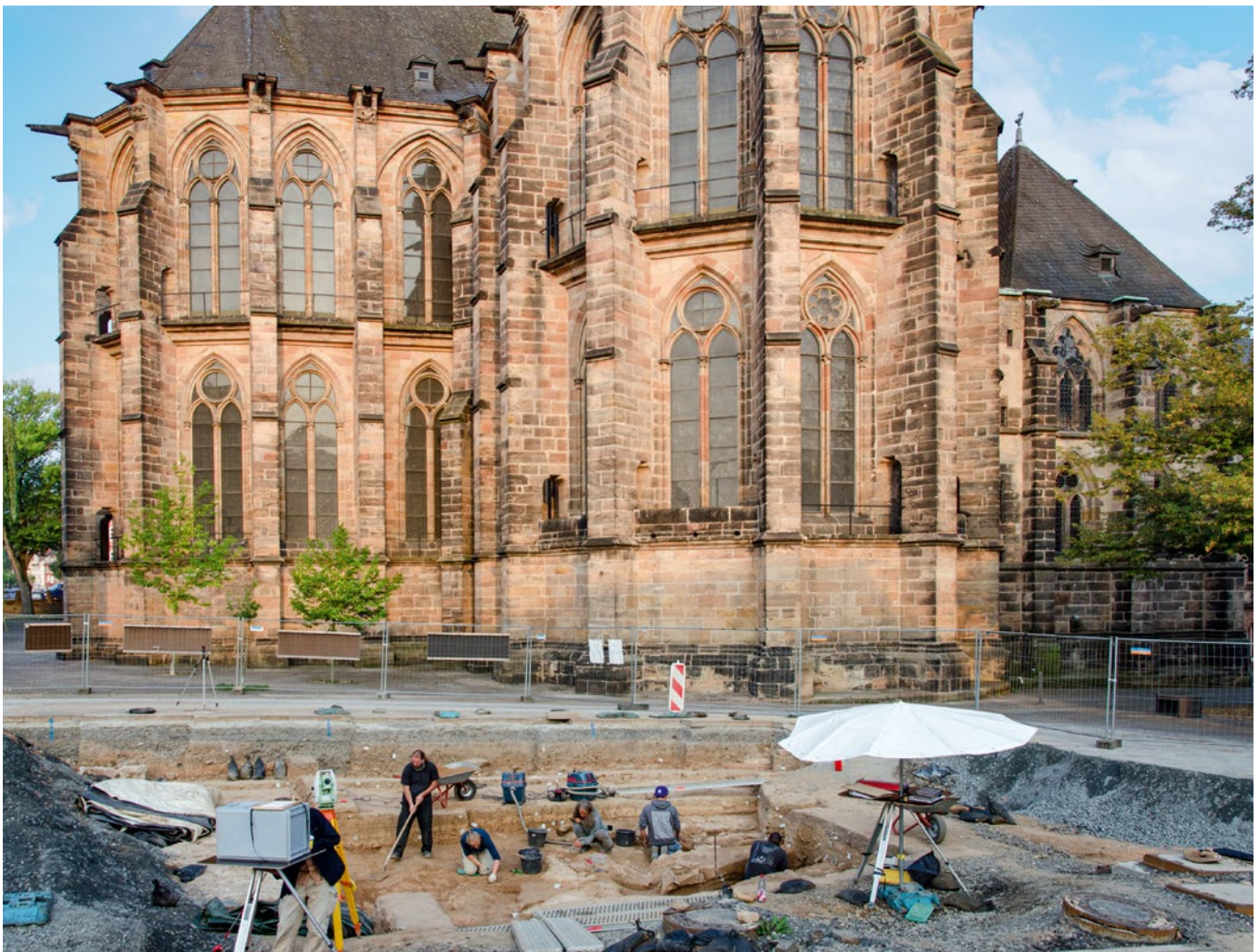
Im nordwestlichen Bereich der Niederlassung lag die frühere Firmanei (volkstümlicher Ausdruck für *infirmarium* = Klausurkrankenhaus) mit zugehöriger Kapelle, die ursprünglich der Krankenversorgung und Altenpflege der Deutschordensbrüder diente (Abb. 2, 9a–b). Die im gotischen Stil errichtete Kapelle wurde 1286 geweiht und trug seither das Franziskuspatrozinium, ebenso wie die knapp 60 Jahre ältere Hospitalkapelle der hl. Elisabeth, die zu dieser Zeit bereits nicht mehr stand. Vielleicht schon seit dem späten 14. Jahrhundert, sicher aber ab dem 15. bis ins 18. Jahrhundert diente

die Firmanei nicht mehr als Hospital, sondern als öffentlicher Weinausschank. Am Ende des Siebenjährigen Krieges (1756–63) brannte der Bau – wie auch der benachbarte große Kornspeicher – völlig aus und wurde 1785/86 abgerissen. Durch Ausgrabungen untersucht wurden die südöstliche Hälfte des annähernd rechteckigen Langhauses und der südliche Teil der Kapelle. Dabei zeigten sich zunächst massive Brandschuttpakete, die in der Firmanei einen alten Fußbodenbelag aus quadratischen Ziegelfliesen überdeckten.

Direkt westlich vor die Firmanei gesetzt, bildete der mächtige Kornspeicher von 13,60 m Breite und 45 m Länge den Westabschluss der Deutschordensbebauung. Der sog. Firmanei-speicher wurde nach den Zerstörungen im Siebenjährigen Krieg wiederhergestellt und erst 1839 für die Begradigung der Elisabethstraße oberirdisch abgetragen. Der mächtige (mit Bauschutt verfüllte) Keller des Bauwerks

**Abb. 7:**  
Elisabethkirche von  
Osten

Ausgrabungsfläche  
2016 zu Beginn der  
Untersuchungen  
Foto: S. Gütter, LfDH





**Abb. 8:**  
Steinmetzzirkel  
aus der Bauzeit  
der Elisabethkirche

Er lag auf der Oberfläche des umlaufenden Fundamentsockels in einer Pfeilernische des Südchores.

Foto: R.-J. Braun, LfDH

mit einer Kreuzgratgewölbedecke verblieb damals allerdings komplett im Boden. Während der Ausgrabungen wurden Teile der rund 2 m breiten Fundamentmauern, die Oberflächen der noch erhaltenen Teilstücke der Gewölbedecke und die Mauern des überdachten Zugangs mit dem Unterbau der Kellertreppe freigelegt (Abb. 2,10).

Zwischen dem Ostteil des sog. Deutschen Hauses und dem Brauhaus lag die ›Alte Komturei (Abb. 2,11; 3). Die Existenz dieses Gebäudes lässt sich indirekt schon für das 15. Jahrhundert nachweisen; eine Umgestaltung erfolgte um 1734/35. Der Bau diente als Dienstgebäude der Komture und war ohne Berührung des nördlich der Elisabethkirche gelegenen Klausurbezirkes zugänglich. Das Gebäude wurde bereits 1883 abgerissen und seine Keller mit Bauschutt verfüllt. Die Ausgrabungen 2012 deckten die 19 m lange Südwand mit zwei Eingängen sowie die Ansätze von mehreren Kellerräumen auf.

Südöstlich der Elisabethkirche wurde 2007 und 2016 die Westhälfte der Fundamente eines frühneuzeitlichen Pferdestalls mit kleinem Anbau aufgedeckt, der auch auf dem Plan von 1734/35 verzeichnet ist (Abb. 2,12). Anhand der Architekturzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert wird ein ursprünglich 17,00 × 7,60 m großes, zweistöckiges Stall- und Wohngebäude erkennbar, das ein massives Erdgeschoss mit einem Obergeschoss in Fachwerkbauweise besaß. Es wurde im Süden gegen die bereits bestehende Einfassungsmauer des Ketzerbaches (Abb. 2,13) und im Westen gegen eine schon vorhandene Kirchhofmauer gesetzt (Abb. 2,14a) und nach deren Abriss auf 19,30 m Länge erweitert.

Der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts offen durch das Gelände fließende Ketzerbach war ursprünglich an beiden Uferändern durch eine Mauer eingefasst. Die an mehreren Stellen während der Ausgrabung freigelegte Nordwand der Einfassung wies eine Mauerbreite zwischen 0,78 und 1,57 m auf. Verschiedene Bau- und Reparaturphasen belegen die fortschreitende Erweiterung des Geländes und zeigen wiederholte Beschädigungen der Mauer durch Hochwasser an (Abb. 2,13).

Von zahlreichen Überschwemmungen zeugen auch die Schwemmsedimente, die sich auf tiefer gelegenen Arealen ablagerten. Dies war besonders im ursprünglich stark abfallenden Gelände im Osten der Niederlassung der Fall, das auch durch wiederholte gezielte Planierungen vollständig nivelliert wurde (Abb. 9). Erst mit der fortschreitenden Kanalisierung des Ketzerbaches (1846 bis circa 1900) gelang es, die Gefahr periodisch wiederkehrender Überflutungen einzudämmen.

Die aufgedeckten Überreste weiterer kleiner Fachwerkgebäude, etliche Handwerksbefunde und mehrere Glockengussgruben (Abb. 2,15 a–c) zeugen von der intensiven Nutzung des gesamten Areals und der ständigen Bautätigkeit in den verschiedenen Phasen der Besiedlung. Während der Arbeiten wurden auch zahlreiche Hofmauern angeschnitten, die das Gelände rund um die Elisabethkirche in verschiedene Nutzungsbereiche unterteilten, die nicht alle öffentlich zugänglich waren. Diese waren durch Tore und Pforten betretbar und mit teilweise gepflasterten Wegen untereinander verbunden.

Die hier kurz vorgestellten umfangreichen Ausgrabungen im Umfeld der Elisabethkirche in Marburg haben unsere Kenntnisse zu der ersten Hospitalgründung und der Entwicklung der Deutschordensniederlassung stark erweitert. Über 200 Jahre nach der Auflösung der Niederlassung ist das neu gestaltete Areal heute nicht nur für die Besucherinnen und Besucher der Elisabethkirche und des Wochenmarktes auf dem Firmaneiplatz wichtig. Die Umnutzung der ehemaligen Gebäude des Universitätsklinikums durch die Universität und die neu erbaute Universitätsbibliothek in unmittelbarer Nähe tragen dazu bei, dass das Gelände mit Brunnen und Ruhebänken nun als ein zentraler städtischer Bereich verstärkt und rege genutzt wird.





**Abb. 9:**  
**Doppelbestattung im Südosten der Elisabethkirche**

Sie war überdeckt von jüngeren Sediment- und Planierschichten.  
Foto: S. Gütter, LfDH

**Abb. 10:**  
**Kreuz und Rosenkranz**  
Restaurierte Grabbeigaben von zwei Bestattungen aus dem Friedhofsareal im Westen vor dem Haupteingang der Elisabethkirche  
Foto: R.-J. Braun, LfDH

#### LITERATUR

Rainer Atzbach, *Marburgs heiligster Ort. Ausgrabungen 1970/71 am Standort der Hospitalgründung der heiligen Elisabeth* (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 88, Marburg 2007).

Reinhold Huckriede, *Der Untergrund des Deutschen Hauses und weitere geologische und urgeschichtliche Befunde in Marburg an der Lahn*. In: *Geologica et Palaeontologica* 6, 1972, S. 177; 187.

Christa Meiborg, *Archäologie an der Elisabethkirche. Führungsheft zu den Ausgrabungen 2006–2009 und 2011/2012 im Bereich der Deutschordensniederlassung Marburg, Landkreis Marburg-Biedenkopf* (Archäologische Denkmäler in Hessen 175, Wiesbaden 2014).

Anja Wienkemeier, *Panta rhei – neue Ergebnisse zur mittelalterlichen Wasserleitung aus Blei in Marburg an der Lahn*. In: *Fundberichte aus Hessen* 53/54, 2013/14 (2017) S. 163–185.



*Nachricht***DIE GIPFELBURG GLEIBERG UND IHR ›NEUES‹ ZIERFACHWERK  
VON DER ENTDECKUNG EINES UNBERÜHRTEN SCHATZES**

**Abb. 1:**  
Das freigelegte Fachwerk an der nordwestlichen Fassade des Nassauer Baus  
Foto: Ch. Krienke, LfDH

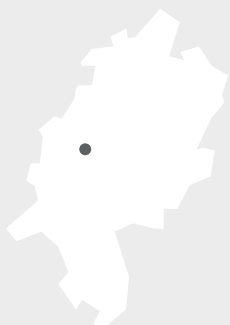
*Überraschend brachte eine an der nordwestlichen Fassade des sogenannten Nassauer Baus der Burg Gleiberg geplante Außeninstandsetzung jüngst ein filigran ornamentiertes, außergewöhnlich gut erhaltenes Zierfachwerk zum Vorschein. Eine Entdeckung, mit der ein neues Stück Baugeschichte sichtbar wird.*

Aufgrund altersbedingter Schäden mussten die in Schiefer ausgeführten Dacheindeckungen und Fassadenverkleidungen der Obergeschosse des Nassauer- und Albertus-Baus schon vor über zwei Jahrzehnten erneuert werden. Hiervon ausgenommen war damals lediglich die noch intakte Verschieferung an der wettergeschützten Hofseite des Nassauer Baus. Eine Maßnahme, die in den Sommermonaten 2023 nachgeholt werden sollte. Völlig unerwartet wurde dabei ein schmuckvoll gestaltetes Eichenholz-Fachwerk freigelegt (Abb. 1). Etwa die Hälfte der Fassade ist zwar von einem in den 1880er-Jahren angebauten und 1969/70 erweiterten Treppenaufgang verdeckt, doch wird angenommen, dass sich das

Zierfachwerk in symmetrischer Ausformung über die gesamte Fassadenlänge erstreckt.

#### **DIE GIPFELBURG GLEIBERG – ZUR BAUHISTORISCHEN EINORDNUNG**

Im 10. Jahrhundert als Stammsitz der Gleiberger Grafen gegründet, ging die gleichnamige Burg 1328 durch Erbschaft an die Grafen von Nassau. Die vorhandene Oberburg ergänzten sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch eine Unterburg, bestehend aus zwei rechtwinklig angeordneten Gebäudeteilen, den sogenannten Albertus-Bau und den Nassauer Bau. Nach Zerstörungen infolge des Dreißigjährigen Krieges blieb die Oberburg seit 1646 Ruine, während die Unterburg wiedererrichtet wurde. Wie der ›Dingzettel über den schloßbau zu Gleiberg‹ im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden belegt, beauftragte Graf Ernst Casimir von Nassau-Weilburg im März 1653 den in Herborn ansässigen Bau- und Werkmeister Christoph Stroh mit den Zimmermannsarbeiten. Aufbauend auf dem zum Teil erhaltenen massiven Unterger-





schoss des Vorgängerbaus, sollte dieser einen ›holztbau‹ errichten. Auf Grundlage der Untersuchungsergebnisse des Bauforschers Matthias Kornitzky und der Kunsthistorikerin Antje Spohr vom Freien Institut für Bauforschung und Dokumentation e. V. (Marburg) kann die freigelegte Fachwerkfassade ebendieser Bauzeit zugeordnet werden. Auch die üppige Auszier passt stilistisch zu dieser Datierung. Vergleichbare Schmuckformen finden sich etwa zum Teil an Fassaden prägnanter Herborner Bürgerhäuser, die dem Baumeister Stroh bekannt gewesen sein dürften.

### BESONDERE SCHMUCKFORMEN

Konzeptuell scheint die Auszier am Nassauer Bau konsequent auf die in der Wandgliederung abzulesenden Fensterachsen abgestimmt zu sein. Während die einzige noch vorhandene Fensteröffnung besondere Betonung durch ein darüberliegendes, mit Flechtband verziertes Ochsenauge und eine darunter eingebundene, floral verzierte Rautenkartusche findet, lassen die übrigen Verzierungen vier weitere, wenn auch geschlossene, Fensterfelder erahnen. In den darüberliegenden Gefachen sind sie durch senkrechte Zierhölzer betont, die je zwei übereinanderliegende Fächerrosetten zeigen. Drei davon weisen ein eingeritztes ›Sonnen-Gesicht‹ auf. In den Brüstungsfeldern finden die beiden mittleren Fensterachsen Betonung durch je einen geschweiften Feuerbock. Eingefasst und konstruktiv gesichert wird der Wandabschnitt von rechts und links ansetzenden halben Mann-Figuren, die die im oberhessischen Fachwerkbau typischen weit ausgestellten Fußstreben zeigen.

### ERGEBNISSE DER RESTAURATORISCHEN UNTERSUCHUNG

Eine detaillierte Untersuchung des Schnitzwerks durch den Diplom-Restaurator Hanno Born (Lich) hat zum Teil Unregelmäßigkeiten in der Formgebung und Schnittführung erkennen lassen, was zusammen mit unterschiedlichen Verwitterungsgraden möglicherweise auf eine Zweitverwendung einzelner Hölzer hindeutet. Eine Frage, die sich bislang jedoch ebenso wenig mit Gewissheit beantworten lässt, wie die Frage danach, ob und inwieweit das Fachwerk des Vorgängerbaus aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Vorbild gedient haben könnte. Als gesichert gilt hingegen, dass die

Fassade zu keiner Zeit farbig gefasst war. Auch zeigen die augenscheinlich noch bauzeitlichen Gefachfüllungen stellenweise lediglich einen kellengeglätteten Strohlehmverputz. Ein aufwertender Oberputz war wohl weder ausgeführt noch vorgesehen. Vereinzelt erhaltene Spuren einer Rotfärbung können indes dem Herstellungsprozess zugeordnet werden: Die teils mehrfach überlagerten und korrigierten Konturstriche in ölgebundenem Rötelstift dienten als Vorzeichnungen (Abb. 2).

### WAS NUN?

#### DAS INSTANDSETZUNGSKONZEPT

In gemeinsamen Gesprächen mit dem Restaurator, der Denkmalpflege und dem Gleiberg-Verein, der sich seit seiner Gründung 1837 dem Erhalt der Burg widmet und seit 1879 deren Eigentümer ist, fiel schnell die einstimmige Entscheidung für eine fachwerksichtige, restauratorische Sicherung. Vorrangiges Ziel ist neben dem Substanzerhalt, das Fachwerk als historisches Zeugnis der Burgbaugeschichte möglichst unverändert sichtbar zu lassen. Um die weitestgehend unberührten Oberflächen unverändert zu erhalten, wird auf einen Anstrich der Hölzer sowie auf einen zusätzlichen Oberputz auf den Gefachen verzichtet. Wie vorab an Musterflächen erprobt, werden die Hölzer stattdessen behutsam trocken gereinigt, Fehlstellen in den Gefachfüllungen verschlossen und nach Bedarf punktuelle Sicherungen durchgeführt. Ob darüber hinausgehende konservatorische Maßnahmen erforderlich werden, wird ein regelmäßiges Monitoring zeigen.

Hannah Völker

**Abb. 2:**  
Volute mit gerollter Schneckenform und geschweiftem Schuppenornament.  
Gut zu erkennen sind die erhaltenen Rötelspuren der Vorzeichnung.  
Foto: Ch. Krienke, LfDH



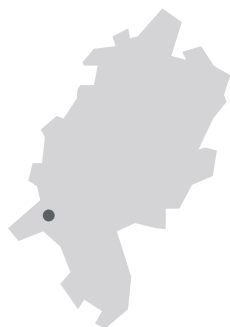
## WELTRAUMLOOK IM UNTERTAUNUS ZWEI EXPERIMENTELLE OBJEKTE DER SPACE AGE-ARCHITEKTUR ALS KULTURDENKMÄLER AUSGEZEICHNET



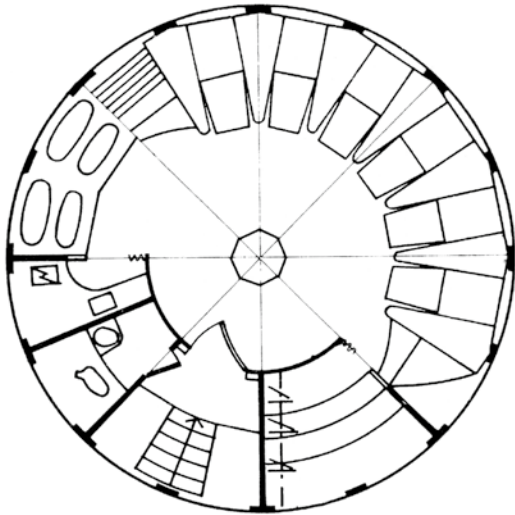
Leben auf 25 Quadratmetern Wohnfläche? Das klingt ganz nach dem aktuellen Trend der Tiny Houses. Allerdings konstruierte der finnische Architekt und Designer Matti Suuronen (1933–2013) das Minihaus bereits in den 1960er-Jahren und ließ sich dabei von der Form eines futuristischen Ufos inspirieren. Er folgte damit einem internationalen Trend, denn zehn Jahre zuvor war es in den USA zu einer Welle von vermeintlichen UFO-Sichtungen gekommen. Der UFO-Boom hatte zur Folge, dass sogar der US-Kongress 1966 Anhörungen durchführte und eine Untersuchung beauftragte, die jedoch ergebnislos blieb und 1969 eingestellt wurde. Prägend für das Jahrzehnt war auch die Eroberung des Weltalls, die in der Mondlandung im Juli 1969 gipfelte.

Matti Suuronen schloss 1961 sein Architekturstudium in Helsinki ab und gründete sein eigenes Büro. 1965 erhielt er den Auftrag für eine Skihütte, die im Gebirge leicht aufzubauen und schnell aufzuheizen sein sollte. In seinem Entwurf beschränkte sich Suuronen auf wenige Bauteile und wählte für die Kabine glasfaserverstärkten Polyesterkunststoff als Baumaterial. Dadurch war es sogar möglich, das relativ leichte Gebäude per Hubschrauber zu transportieren (Abb. 1). Darüber hinaus bot das Material die Möglichkeit, die futuristische Form des Ellipsoids anzuwenden, die zugleich ein günstiges Verhältnis von Volumen zur Oberfläche bietet. Der zu dieser Zeit kostengünstige Werkstoff bot zudem die Voraussetzung zur Massenproduktion. Sein visionärer Entwurf des ›Futuro‹ benannten Hauses ging bei der finnischen Firma Polykem Ltd. in Produktion, die bereits Erfahrungen mit den Werkstoffen besaß. Das Futuro Nr. 001 erhielt der finnische Schauspieler und Drehbuchautor Matti Kuusla und ließ es am Ufer des Puulavesi-Sees aufstellen. Internationales Aufsehen erregte das Futuro House, das im Oktober 1968 auf der Finnfocus-Messe in London gezeigt wurde. In den folgenden Jahren wurden Futuro Houses in der ganzen Welt unter Lizenz produziert

*Die systematische Erfassung der jüngeren, nach 1960 entstandenen Architektur ist eine wichtige Aufgabe des Fachgebietes Inventarisierung am Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Dabei werden auch experimentelle Objekte entdeckt, die die Kreativität und den Mut jener Zeit widerspiegeln. Neue Formen, neue Materialien, neue Konstruktionen führten zu außergewöhnlichen Entwürfen. Zwei herausragende Zeugnisse dieser zukunftsorientierten Epoche haben sich im Rheingau-Taunus-Kreis erhalten.*







und verkauft. Dabei wurde der Prototyp modifiziert und die Innenausstattung den Einsatzbereichen angepasst. Die Anzahl der weltweit produzierten Futuro Houses ist nicht bekannt.

#### AUFBAU UND AUSSTATTUNG

Jedes Futuro House setzt sich aus 16 Schalenelementen zusammen, die an den gebogenen Kanten im Inneren verschraubt werden. Sie bestehen aus einer Isolierung aus Polyurethanschaum, der beidseitig mit glasfaserverstärktem Polyester kaschiert ist. Dadurch sind die einzelnen Segmente leicht und können allein mit menschlicher Kraft verbaut werden. Der ellipsoide Raum mit einem Durchmesser von acht Metern und einer Höhe von vier Metern liegt auf einem Stahlring, an dem vier V-förmige Stützen angebracht sind. Stahlplatten ermöglichen die feste Verankerung des Gebäudes beispielsweise auf einem Betonfundament. Eine Strom- und Wasserversorgung kann von unten an das Futuro House angeschlossen werden. Die ovalen Fensterscheiben bestehen aus doppeltem PMMA. Das Innere bietet an der weitesten Stelle eine Fläche von 50 Quadratmetern, auf der Ebene des Fußbodens sind es 25 Quadratmeter. Der Zugang erfolgt über ein ausklappbares Treppelement, das im Inneren durch einen Seilzug geschlossen wird.

Bei der von Matti Suuronen entwickelten Innenausstattung (Abb. 2) ist der Eingangsbereich mit Stauraum versehen. Eine Tür führt zum kleinen Bad mit Dusche, Waschbecken und Toilette. Das Wohnzimmer ist der größte Raum und mit sechs radial angeordneten Lie-

gesesseln eingerichtet. In der Mitte stellt eine Feuerstelle mit Rauchabzug ein archaisches Element im futuristischen bunten Innenraum dar. Ein kleines Schlafzimmer und eine Küchenzeile komplettieren die Einrichtung (Abb. 3).

#### KUNSTSTOFFHÄUSER WELTWEIT

Allen Futuro Houses ist gemeinsam, dass sie nicht als ständiger Wohnraum entwickelt wurden, sondern für eine temporäre Nutzung als Ski-Hütte, Ferienhaus, Büro oder auch als Forschungsstation. Je nach Funktion konnte die Inneneinrichtung variabel gestaltet werden. Die Firma Polykem entwickelte mit Matti Suuronen weitere Kunststoffbauten in der »Casa Finlandia-Serie«, unter anderem eine Tankstelle und das Venturo-House, das aus nur sieben Teilen besteht.

Wie sind die Futuro Houses zu bewerten – nur ein spektakulärer Gag oder eine Innovation? In den 1960er-Jahren war der Bauboom der Nachkriegszeit in den westeuropäischen Ländern ungebrochen. Die Architekten suchten Systeme, um das Bauen effizienter, kostengünstiger und ressourcenschonender zu gestalten. Das Material Kunststoff wurde bereits in vielfältigen Formen und Farben bei Möbeln, Lampen, Kleidung eingesetzt und versprach unbegrenzte Möglichkeiten. Es galt als pflegeleicht und langlebig. Glasfaserverstärkte Kunststoffe wurden seit den 1940er-Jahren von Ingenieuren erforscht und weiterentwickelt, zunächst überwiegend im Boots- und Flugzeugbau, später auch als tragender Werkstoff bei Architekturen. Als das erste Kunststoffhaus gilt das Monsanto House of the Future, das 1957–67 im kali-

#### Abb. 1: Transport

Ein Futuro House hängt an einem Helikopter der schwedischen Luftwaffe, 1969.

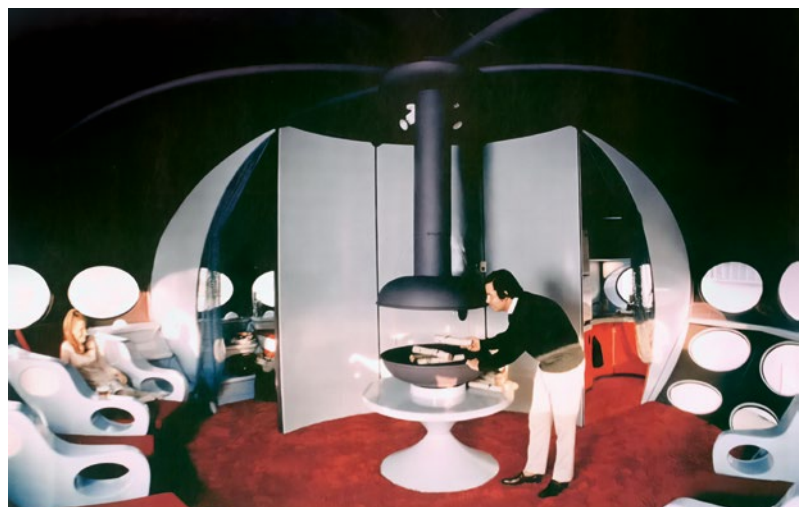
Foto: Arnt Cobbers, Oliver Jahn, Prefab houses (Köln 2014) S. 161

#### Abb. 2: Grundriss mit Inneneinrichtung eines Futuro House

Grafik: Matthias Ludwig, Mobile Architektur (Stuttgart 1998) S. 123

#### Abb. 3: Die für das Futuro House entwickelte Inneneinrichtung.

Foto: Arnt Cobbers, Oliver Jahn, Prefab houses (Köln 2014) S. 165





**Abb. 4:**  
 Das Futuro House am  
 ehemaligen Sitz der  
 Firma Expotechnik  
 in Taunusstein, 2024  
 Foto: Ch. Krienke, LfDH

forischen Disneyland ausgestellt und von der Monsanto Chemical Company finanziert worden war. Entwickelt wurde das auch im Inneren mit zahlreichen Innovationen, zum Beispiel Mikrowellengerät, ausgestattete Zukunftshaus von der Walt Disney Imagineering gemeinsam mit Bauingenieuren des Massachusetts Institute of Technology (MIT). Weltweit wurden weitere Kunststoffhäuser entworfen, darunter auch das Rondo der Baseler Architekten Angelo und Dante Casoni, welches ebenfalls die charakteristische UFO-Form besitzt, jedoch lediglich als Prototyp hergestellt wurde. In einer kleinen Serie wurde das Ferienhaus Bulle Six Coques des französischen Architekten Jean Benjamin Maneval hergestellt, bei dem sechs Polyester-schalen sternförmig angeordnet sind.

Die verschiedenen Kunststoffhäuser waren alle vereint auf der ›Internationalen Kunststoffhaus-Ausstellung der Welt‹ in Lüdenscheid von 1971 zu sehen. Die Verkaufsausstellung entpuppte sich allerdings als Misserfolg und wurde bereits 1973 eingestellt. Das lag zum einen daran, dass die Häuser bei der breiten Bevölkerung wegen ihrer Extravaganz wenig Akzeptanz fanden und nahezu unerschwinglich waren. Das Futuro House wurde in Lüdenscheid als ›Freizeithaus für jedermann‹ beworben, der Verkaufspreis betrug jedoch etwas mehr als 12.000 DM. Im Vergleich

war der damals beliebteste PKW, der VW Käfer, ab 4.400 DM zu erwerben, der durchschnittliche Nettostundenlohn betrug rund drei Euro. Zum anderen erhielten die Kunststoffhäuser in Deutschland keine Baugenehmigung, was ihren Vertrieb erschwerte. Nur ein Kunststoffhaus erlangte je eine bauaufsichtliche Zulassung in Deutschland: das Kunststoffhaus fg 2000 in Altenstadt (Wetterau). Es wurde vom Architekten Wolfgang Feierbach entwickelt und 1968 errichtet. Das Prüfverfahren zur Zulassung dauerte noch bis Ende 1973, das Haus wurde 35-mal verkauft. Es gilt als das größte verwirklichte Kunststoffhaus, denn es wurde als Wohnhaus mit rund 160 Quadratmetern Wohnfläche konzipiert und aufgrund der Modulbauweise waren sogar größere Grundrisse möglich. Im Gegensatz zu den mobilen Minihäusern musste das fg 2000 auf einem massiven Mauersockel errichtet werden.

Der Boom der Kunststoffindustrie verlangsamte sich zu Beginn der 1970er-Jahre, denn die einsetzende Ölkrise verteuerte die ölbasierte Kunststoffherstellung enorm und führte vielfach zur Einstellung der Kunststoffhausproduktion und -entwicklung. 1972 veröffentlichte der Club of Rome die Studie über ›Die Grenzen des Wachstums‹. Nach dem Ölpreisschock 1973 begann in den westlichen Ländern ein Umdenken, Themen wie Umweltschutz wurden zunehmend gesellschaftlich diskutiert.





Im Bauwesen rückten der Erhalt vorhandener Strukturen und die Sanierung von Altbauten und Stadtkernen stärker in den Vordergrund. Auch die Denkmalpflege erhielt dadurch einen neuen Stellenwert und markierte mit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 den Beginn der modernen Denkmalpflege.

### FUTURO HOUSES IN HESSEN

Der Optimismus und die Zukunftsgläubigkeit der 1960er-Jahre mit ihren wagemutigen und bunten Visionen waren Vergangenheit. Das Futuro House als Ikone dieser bedeutenden Architektur- und Designepoche ist weltweit mit rund 60 Exemplaren erhalten, darunter befinden sich fünf in Deutschland. Dass davon zwei im hessischen Rheingau-Taunus-Kreis stehen, ist der 1968 gegründete Firma Expotechnik in Taunusstein zu verdanken. Sie erwarb zweieinhalb Futuro Houses, die als spektakuläre Blickpunkte auf Messen gezeigt wurden, beispielsweise auf der CeBit 1970. Aufgrund der Nutzung ist davon auszugehen, dass die Bauten ohne Inneneinrichtung produziert wurden.

Eines der Futuros steht heute auf dem ehemaligen Gelände der Firma Expotechnik in Taunusstein (Abb. 4). Da auf diesem Grundstück in den nächsten Jahren eine Wohnbebauung entsteht, plant der jetzige Eigentümer, das Futuro an einen neuen Standort zu ver-

bringen, ganz so wie es die ursprüngliche Idee eines mobilen Wohnkonzeptes durch Matti Suuronen vorsah. Das zweite Futuro steht im Garten eines Wohnhauses in Niedernhausen. Das Haus wurde von einem Mitarbeiter der Expotechnik erbaut und das Futuro diente ihm als Büro. Die heutigen Eigentümer des Anwesens schätzen und pflegen ihr besonderes ›Gartenhaus‹. Das halbe Futuro ist heute in ein Jugendhaus in Frankfurt-Nied integriert.

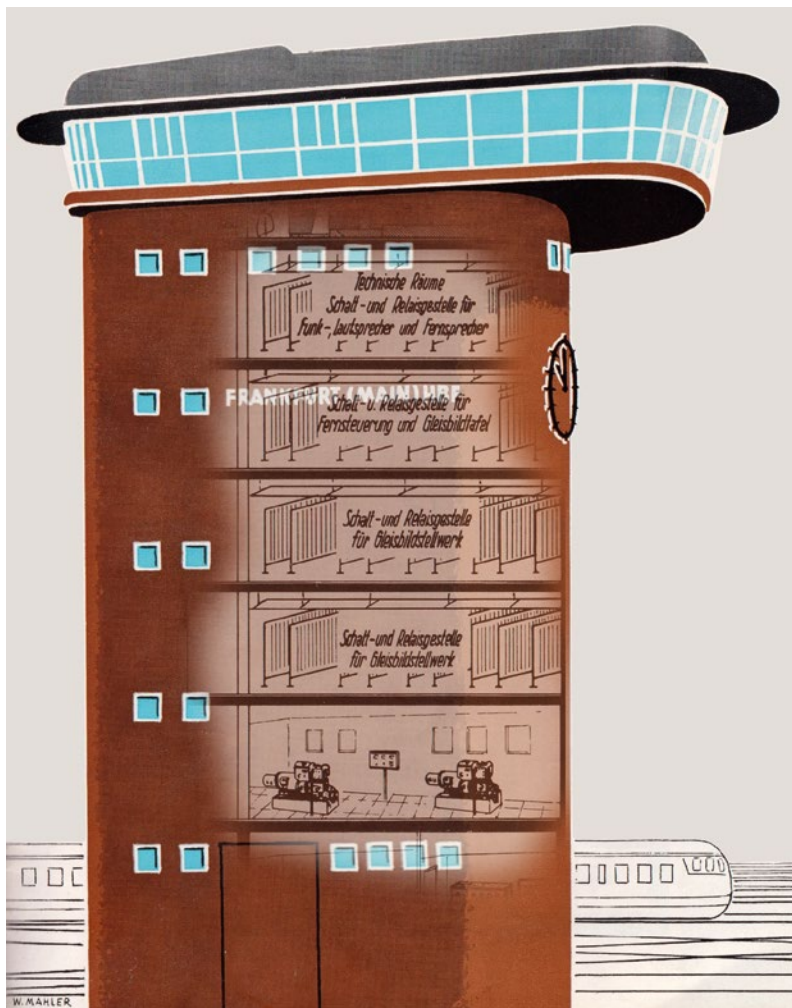
Einige Futuro Houses wurden in den letzten Jahren in Museen ausgestellt und zuvor sorgfältig restauriert. So ist Futuro House Nr. 001 im EMMAMuseum im finnischen Espoo zu besichtigen. Der Prototyp befindet sich im Besitz des Museums Boijmans Van Beuningen im niederländischen Rotterdam. In Deutschland ist ein Futuro in München vor der Pinakothek der Moderne gelandet und gehört zum Museum ›Die Neue Sammlung – The Design Museum‹ (Abb. 5).

Das Konzept der Kunststoffhäuser ist zwar gescheitert, jedoch faszinieren die Futuro Houses weiterhin weltweit Menschen, die an innovativer und futuristischer Architektur interessiert sind. Die beiden Futuro Houses im Untertaunus sind damit echte Raritäten und eindrucksvolle Zeugnisse des Zeitgeistes der 1960er-Jahre.

Sonja Bonin

**Abb. 5:**  
Restauriertes  
Futuro House  
in München.  
Courtesy ›Die Neue  
Sammlung – The De-  
sign Museum‹ Foto: Die  
Neue Sammlung – The  
Design Museum

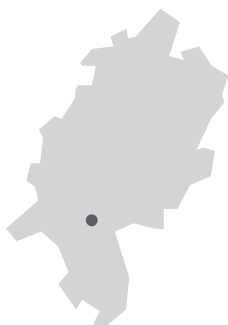
## DAS ZENTRALSTELLWERK DES FRANKFURTER HAUPTBAHNHOFS EIN LEUCHTTURM DER TECHNIK



Derzeit laufen Baumaßnahmen, die den Bahnhof fit für die Digitalisierung und die Veränderungen durch den Klimawandel machen sollen. Man besinnt sich gestalterisch auf Proportionen und Bauzier der Kaiserzeit. Die Einbauten und Überformungen der Nachkriegszeit werden dafür in weiten Teilen aufgegeben. Hier soll jedoch das Augenmerk auf das Zentralstellwerk gelenkt werden, das am Frankfurter Hauptbahnhof ein Denkmal für den rasanten Fortschritt und den revolutionär neuen Zeitgeschmack der 1950er-Jahre bildet. Im Stellwerk wurde erstmals die bereits in den 1940er-Jahren entwickelte und im kleinen Maßstab erprobte neue elektrische Signaltechnik für einen komplexen Verkehrsknoten umgesetzt. Es war eine Sensation, dass nun 600 Weichen und Lichtsignale in einem Umkreis von zehn Kilometern zentral gesteuert und kontrolliert werden konnten. Eine Aufgabe, die vorher eine Vielzahl von kleinen mechanischen Stellwerken erforderte.

Dieser revolutionäre technische Fortschritt findet auch in der Gestaltung des Gebäudes seinen Ausdruck. Im Gegensatz zu den Bauten des Kaiserreiches, die ihre Funktion hinter Fassaden in klassischen Bau- und Zierformen verbargen, folgt nun die Gestaltung konsequent der Funktion, unter Vermeidung zusätzlicher Schmuckformen. Passend zum neuartigen Gebäudetyp werden die innovativen gestalterischen und technischen Möglichkeiten moderner Materialien inszeniert (**Abb. 1**).

Auf gerundetem Grundriss tragen fünf Geschosse mit einer flächigen, nur von wenigen kleinen Fenstern durchbrochenen Fassade eine weit auskragende Kanzel. Diese ist umlaufend mit nach außen geneigten großen Fenstern in filigranen Rahmen verglast. Den oberen Abschluss bildet ein gerundetes Kupferdach, dessen breiter Dachüberstand wie eine Hutkrempe die Fenster beschattet.



*Der Hauptbahnhof in Frankfurt a. M., ein Prunkstück des Kaiserreiches, befindet sich seit seiner Fertigstellung 1888 ununterbrochen in Nutzung. Um den veränderten Ansprüchen und Möglichkeiten jeder Generation zu genügen, befindet sich dieses komplexe System aus Gebäuden, Gleisen, Passagiermanagement, Technik, Repräsentation und Verwaltung seit seiner Eröffnung permanent im Umbau.*



Der Innenraum der Kanzel ist eine auf dem Reißbrett entstandene Neuschöpfung. Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Problemstellungen lässt sich bis heute an der erhaltenen Ausstattung und Gestaltung ablesen. Dem Anspruch an eine maximale Sicht auf das Gleisfeld wurde man durch nach außen geneigte, bodentiefe Fenster gerecht. Die großen Glasflächen wurden zur Wärmedämmung als Doppelverglasung ausgeführt – eine damals ganz neue Entwicklung (Abb. 2). Um dennoch mit befürchtigtem Kondenswasser umzugehen, verlegte man im Anschluss an die Fenster einen etwa 20 cm breiten Streifen Holzboden. Für den übrigen Boden wurde aus Schallschutzgründen Teppichboden gewählt. Um störende Reflexe und Spiegelungen in den großen Glasflächen auszuschließen, waren die Wandflächen und Decken dunkelblau gestrichen. Da die Bereiche in der Mitte des Raumes dadurch aber zu dunkel geworden wären, wählte man hier einen weißen Anstrich für die Decken. Damit auch von den mittig im Raum platzierten, nach streng funktionalen Gesichtspunkten polygonal geformten Bedienpulten eine gute Sicht gewährleistet wurde, war der Boden in der Raummitte in zwei Stufen angehoben.

Eine große Herausforderung bestand darin, die Kanzel unter Schallschutzaspekten zu optimieren, denn durch die Zusammenarbeit mehrerer Wärter und Fahrdienstleiter sowie der laufend notwendigen Kommunikation über Funk und Telefon war ein hoher Geräuschpegel zu erwarten. Dafür wurden parallele Flächen reduziert und fast alle Oberflächen schallabsorbierend ausgeführt. Decken und Lüftungskanäle bestehen somit aus gelochten Gipskartonplatten und die wenigen freien Wandflächen sind mit einer gedämmten Verkleidung aus schmalen, auf Lücke versetzten Holzleisten versehen.

Der Raum bot durch die Verglasung keine Stellflächen für Heizkörper, auch beim Heizsystem griff man daher auf neueste Entwicklungen zurück. Es wurde eine ›Stramax-Decke‹ eingebaut. Von oben wurden Heizungsrohre abgehängt, deren Wärme über Blechlamellen in die Lochplatten der Gipskartondecke eingeleitet werden sollte (Abb. 3). Während Mehrfachverglasungen und Teppichböden sich seit den 1950er-Jahren zum Standard entwickelt haben, lässt sich an der Vielzahl an nachträglichen

Heizungs- und Lüftungsinstallationen das klare Scheitern der innovativen ›Strahlungs-Maximierungs-Decke‹ belegen.

Heute steht das Stellwerk leer und soll einer neuen Nutzung zugeführt werden. Die technische Revolution der elektrischen Steuerung wurde durch digitale Systeme abgelöst. Der voll stolz in der Festschrift zur Inbetriebnahme beschriebene, über das Gleisfeld blickende Kommandoturm, von dem aus eine Gruppe zusammenwirkender ›Betriebsdirigenten‹ mit einem hochentwickelten technischen Apparat den Eisenbahnbetrieb überwacht und steuert, ist damit überflüssig geworden. Es bleibt zu hoffen, dass bei der neuen Nutzung die Begeisterung für dieses Gebäude und die Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit erkennbar bleiben.

Leonie Saltzmann-Tyll

**Abb. 1:**  
Ansicht und Schnitt durch den Stellwerksturm

Grafik: W. Mahler, FS  
Indienststellung des Zentralstellwerks

**Abb. 2:**  
Blick durch die heute leer geräumte Kanzel

auf das Gleisfeld des Frankfurter Hauptbahnhofes  
Foto: L. Saltzmann-Tyll

**Abb. 3:**  
Emailschild zur Absperrvorrichtung der bauzeitlichen Deckenheizung

Foto: L. Saltzmann-Tyll



## ZUM DENKMALPFLEGERISCHEN UMGANG MIT EINER SIEDLUNG DER KALIWERKE IN PHILIPPSTHAL VON DER GRUNDLAGENERMITTLUNG ZUR LEITLINIE

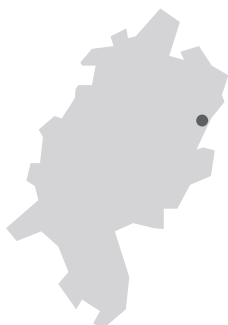


**Abb. 1:**  
Ansicht der Siedlung  
vom Hattorfer Platz  
Foto: Stadt Heringen

*(Planmäßig angelegte) Siedlungen und Wohnanlagen stellen die praktische Denkmalpflege vor dem Hintergrund komplexer Eigentumsverhältnisse häufig vor große Herausforderungen. Erst inhaltlich fundierte Zielstellungen, die in nachvollziehbare und verbindliche Leitlinien münden, bieten allen Beteiligten Orientierung und unterstützen den adäquaten Umgang mit Denkmälern dieser Art. Dass dieses Vorgehen lohnenswert ist, wurde bereits an vielen Beispielen bundesweit eindrücklich unter Beweis gestellt. Darüber hinaus kann die vertiefte Auseinandersetzung zu überraschenden Erkenntnissen führen, wie das nachfolgende Beispiel zeigt.*

Die »Arbeiterkolonien I und II« in Hattorf (Philippsthal) entstanden in zwei Bauabschnitten in den Jahren 1925–28 als Wohnstätten für die Arbeiterfamilien der Kaliwerke Aschersleben Schachanlage Hattorf unweit der Arbeitsstätte. Das Konzept sah die Errichtung typisierter

Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude (Ställe für Kleinvieh und Waschküchen) mit anschließenden Grünflächen vor. Rationalisierung im Bau, aber auch die Schaffung »gesunder« Wohnverhältnisse, zum Beispiel durch die Möglichkeit der Querlüftung in den Wohnungen und der natürlichen Belichtung jedes Wohnraumes, prägen diese Anlagen und sind im Hinblick auf andere Arbeiterquartiere der Zwischenkriegszeit zeittypisch. Während die 1928 entstandene »Arbeiterkolonie II« unvollendet blieb, lässt sich anhand der überkommenen Bebauung der »Arbeiterkolonie I« sowie durch historische Fotos und Pläne das ursprüngliche Erscheinungsbild fassen. Die Wohnbebauung gruppierte sich einst geschlossen um einen Platz, dessen bauzeitliche Gestaltung sich heute nur noch annähernd nachvollziehen lässt (Abb. 1). Zu den Erschließungsstraßen im Westen und Osten wurden großzügige Entréesituationen geschaffen, wofür eigens ein Wohnhaustyp





entwickelt wurde, der aus der Achse der anderen Gebäude gerückt, einen Bogen aufnahm (Abb. 2). Durch diese Bögen, in deren Zwickeln Medaillons mit Eisen und Schlägel auf die Profession der Bewohner hinwiesen, gelangte man in den weitläufigen Innenhof der Anlage. Auch die übrigen Wohnhäuser waren durch Bögen miteinander verbunden, hinter diesen schlossen sich die Ställe an. Hierdurch wurden die rückwärtigen Grünflächen, bauzeitlich an agrarisch genutzte Flächen anschließend, mit den Waschküchen und Wiesen zum Trocknen der Kleider erschlossen.

Die Wirtschaftsgebäude und damit leider auch die Bögen zwischen den Gebäuden sind über die Zeit verloren gegangen und auch die Wohnhäuser selbst haben bedeutende bauliche Veränderungen erfahren. Dennoch sind viele Details authentisch überliefert. So hat sich die bauzeitliche Wandoberfläche, ein ockerfarbener Putz unter einem jüngeren Anstrich, erhalten. Auch zählen die schwungvoll profilierten Gesimse hierzu, welche die Geschosse voneinander absetzen und die Dachform motivisch aufnehmen. Aufwendig gestaltete Türen, Fensterläden und sogar die Leistenchalung der Gauben sind in ihrer ursprünglichen Fassung vorhanden (Abb. 3). Diese Details gewinnen innerhalb des Werkes des verantwortlichen Architekten an Bedeutung, da dessen zeitgleiche Siedlungen in ihrer Struktur zum Teil zwar besser überliefert, deren bauzeitliche Ausstattung und Oberflächen jedoch bereits verloren sind.

## ENTWÜRFE VON HANS HECKNER

Im Rahmen der Recherche gelang es durch Abgleich der Unterschriften des Entwurfsverfassers, die Siedlung dem insbesondere in Aschersleben (Sachsen-Anhalt) tätigen Architekten Hans Heckner zuzuordnen. Heckner prägte durch seine Tätigkeit als Stadtbaumeister und -baurat (1906–35) die Kleinstadt vor dem Harz umfassend. Zu seinen Werken gehörten öffentliche Bauten wie die Erweiterung des Rathauses und das Krankenhaus in Aschersleben, städtische Wohnhäuser, Industriebauten und auch Siedlungen. So weist die Johannishofsiedlung in Aschersleben, über eine Genossenschaft ebenfalls zum Teil von den Kaliwerken Aschersleben finanziert, deutliche Ähnlichkeiten zur Siedlung in Hattorf auf. Von der Dachform mit den Gauben über die Gliederung durch Gesimse und Risalite bis zu den Nebenstrukturen wie Ställe und Verbindungsbögen zeigt sich hier eine gemeinsame Grundidee. Die Siedlung in Aschersleben entstand wie jene in Philippsthal in zwei Bauphasen. Während die erste der Tätigkeit in Philippsthal voranging, erfolgte die zweite Bauphase zeitlich parallel. Weitere Siedlungsbauten im Zusammenhang mit der Kaliindustrie realisierte Heckner in Salzdettfurth (Niedersachsen) und Sollstedt (Thüringen), wenngleich auch in deutlich anderen Grundformen als in Aschersleben und Hattorf. Zudem blieben diese Siedlungen im Vergleich zu jenen in Hattorf mit auf je 100 Wohneinheiten projektierten Wohnanlagen stets von geringerem Maßstab.

### Abb. 2: Ansicht von der Wiesenstraße

Foto: H. Heckner:  
Bauten der Kaliwerke Aschersleben und deren Konzernwerke, in: *Deutscher Kaliverein (Hg.): Kali und verwandte Salze. Zeitschrift für die Kali- und Steinsalzindustrie sowie das Salinenwesen*, Jg. 22, H. 11, 1.6.1928.





**Abb. 3:**  
**Detail der Tür**  
 Das Türblatt ist aufwendig gestaltet.  
 Foto: S. Lieding, LfDH

Die Bauaufgabe ›Arbeiterwohnhaus‹ beschäftigte Heckner in den Jahren zwischen 1919 und 1928 mithin intensiv. Seinen Anspruch formulierte er deutlich, man sollte beim Blick auf die Siedlungen gleich erkennen, dass in diesen Häusern Arbeiter wohnen. Auf jede unnötige Zierde wurde verzichtet. Alles an den Gebäuden sollte zweckmäßig, einfach und dauerhaft sein. Umso deutlicher wird hierdurch, wie bewusst die Entscheidung für jedes Zier- und Gliederungselement seitens des Architekten gewesen sein muss.

Nachdem im Jahr 2015 zunächst der Abriss der Johannishofsiedlung in Aschersleben drohte, der jedoch durch den Einsatz engagierter Bürgerinnen und Bürger aufgehalten werden konnte, fand eine Sanierung der Gebäude statt. Die Maßnahmen führten allerdings zum Verlust vieler Details, insbesondere der Oberflächen und Ausstattungselemente. Der um-

fassende Gestaltungswille Heckners lässt sich somit in Aschersleben nicht mehr nachvollziehen und so sind die ›Arbeiterkolonien I und II‹ in Hattorf aufgrund ihres Überlieferungszustandes ein wichtiges Zeugnis für das Schaffen des Architekten (Abb. 4).

#### **LEITLINIEN ALS ADÄQUATE INSTRUMENTE DES DENKMALPFLEGERISCHEN UMGANGS UND DER VERMITTLUNG**

Die ›Arbeiterkolonien I und II‹ in Philippsthal sind als Gesamtanlage nach § 2 Abs. 2 des Hessischen Denkmalschutzgesetzes aus städtebaulichen und künstlerischen Gründen geschützt. Somit bezieht sich das denkmalpflegerische Interesse primär auf den Außenbereich. Ziel des denkmalpflegerischen Umgangs ist daher neben dem Erhalt der städtebaulichen Figur insbesondere die substanzielle Sicherung der überkommenen äußeren Oberflächen und



Ausstattungs-elemente. Die Grundlage bildete eine umfangreiche Recherche der historischen Entwicklung sowie eine Be- und Zustandserfassung des Bereichs. Berechtigte Belange und unterschiedliche Interessen der verschiedenen Eigentümerinnen und Eigentümer, wie notwendige Instandsetzungen durchzuführen, die problematische Stellplatzsituation zu verbessern und auch der Wunsch, Photovoltaikanlagen zu installieren, legten die Erarbeitung einer Leitlinie für die gesamte Siedlung nahe. In Hessen hat sich dieses Vorgehen bereits seit den 1980er-Jahren bewährt. Mit denkmalfachlichen Vorgaben schaffen Leitlinien Verbindlichkeit für Eigentümerinnen und Eigentümer sowie Planerinnen und Planer und unterstützen insbesondere die Arbeit der Denkmalschutzbehörden. So ist jüngst eine Broschüre zur Siedlung ›Roter Hang‹ in Kronberg (Taunus) herausgegeben worden. Wichtige Themen sind dabei auch die energetische Ertüchtigung und die Nutzung von Photovoltaik, womit ein Rahmen für die Umsetzung der Nutzer- und Eigentümerinteressen abgesteckt wird. Auf diese Weise kann eine kontinuierliche und einheitliche denkmalpflegerische Behandlung durch alle Verantwortlichen auch bei wechselnden Bewohnerinnen und Bewohnern, Eigentümerinnen und Eigentümern, aber auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Behörden sichergestellt werden.

Das Hessische Denkmalschutzgesetz hält nach § 1 Abs. 2 das Land, die Gemeinden, die Gemeindeverbände, Ehrenamtliche sowie Eigentümerinnen, Eigentümer, Besitzerinnen und Besitzer von Kulturdenkmälern dazu an, Kulturdenkmäler zu schützen und zu erhalten. Im Hinblick auf den denkmalpflegerischen Umgang mit ganzen Siedlungen bedeutet das, die Verantwortung für den Erhalt auf vielen Schultern zu verteilen. Als geeignetes Mittel zum Schutz und Erhalt kann den Leitlinien daher auch eine wichtige Funktion als Vermittlungsinstrument zwischen allen vom Gesetz angesprochenen Institutionen und Personen zukommen.

Die Erarbeitung der Leitlinien zum denkmalpflegerischen Umgang für die ›Arbeiterkolonien I und II‹ in Hattorf (Philippsthal) hat zu einem deutlichen Erkenntnisgewinn geführt. Der Denkmalwert konnte präziser beschrieben werden, wodurch eine fachlich fundierte, nachvollziehbare und einheitliche Behandlung der nutzer- und eigentümerseitigen Veränderungswünsche möglich ist. Die Leitlinie liegt nunmehr der Unteren Denkmalschutzbehörde als Entscheidungshilfe für die künftige Arbeit vor.

Sophia Lieding



**Abb. 4:**  
Typisiertes Wohnhaus  
der Arbeiterkolonie  
in Philippsthal  
Foto: S. Lieding, LfDH

## HAUS BEHRENS AUF DER ›MATHILDENHÖHE DARMSTADT‹ RESTAURIERUNG DES REPRÄSENTATIVEN EINGANGSPORTALS

Das Äußere von Haus Behrens wurde 2022/23 aufwendig instandgesetzt und restauriert. Das Haus, das Teil der UNESCO-Welterbestätte ›Mathildenhöhe Darmstadt‹ ist, spielt innerhalb von Peter Behrens' Œuvre eine besondere Rolle, da es das erste von ihm entworfene Bauwerk ist und einen Wendepunkt in seinem beruflichen Werdegang markiert. Bedeutend für den repräsentativen Außenbau des Hauses Behrens' ist der Material- und Farbwechsel: Dunkelrote Klinker wurden mit hellbraungrau gefassten Putzflächen kombiniert, die mit den grünglierten Formsteinen der Firma Villeroy & Boch korrespondieren.

Das Herzstück des Außenbaus ist das Eingangsportal mit der bauzeitlichen zweiflügeligen metallenen Haustür und dem großen Oberlicht. Spiegelsymmetrisch angeordnete Beschläge zieren die Türblätter. Sie erinnern in ihrer Formgebung an Flügel, die in drei gewundenen Bändern nach unten auslaufen und Bezüge zu Behrens' grafischem Werk (›Der Kuss,

1898) zulassen. Durch die perspektivische Verjüngung deuten die Bänder im unteren Bereich Stufen an, die in das Innere des Hauses zu führen scheinen.

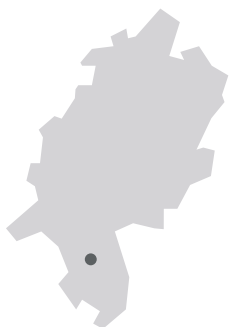
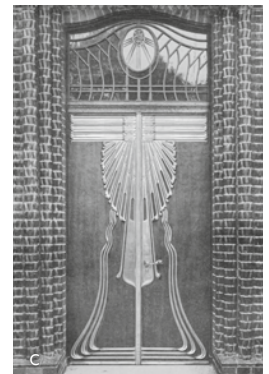
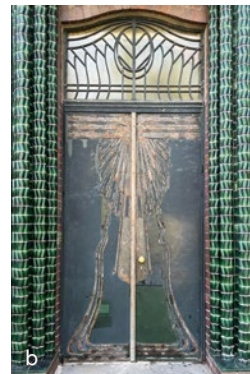
Im Zuge der jüngsten Maßnahme konnten interessante Erkenntnisse gewonnen werden. Das vertraute Erscheinungsbild der grünfarbigen Türblätter, die sich auf die glasierten Klinker bezogen, konnte nicht durch Befunde belegt werden. Die Türblätter waren zwar mehrfach renoviert und überfasst worden, die Beschläge aber nie restauriert und abgenommen worden. Anhand dieser nie überfassten Bereiche ließen sich ungestörte schwärzliche Fassungsrreste nachweisen, die die bauzeitliche Farbbeschreibung eines goldgelben Metallornaments auf einem violett getönten Grau der Tür stützen. Die metallenen Türblätter wiesen in ihrer Erstfassung eine Brünierung auf, die abschließend mit einem dünnen Schutzüberzug, wahrscheinlich Leinöl, versiegelt worden war.

Ziel der jüngsten Maßnahme war die Wiederherstellung der bauzeitlichen Gestaltung. Dafür wurde die ursprüngliche Brünierung durch einen mehrschichtigen Lackauftrag mit einer lasierenden Schlussbeschichtung nachempfunden. Die aus Kupferblech gefertigte Ornamentik mit ihrem bauzeitlich im galvanischen Verfahren aufgetragenen goldgelben Messingüberzug wurde substanzschonend mit einem Laserverfahren gereinigt und mit einem konservierenden Wachsüberzug versehen.

Olaf Köhler, Jennifer Verhoeven

### Abb. 1: Haustür von Haus Behrens

a) Endzustand nach der Restaurierung, 2023  
b) Zwischenzustand nach Abnahme der Beschläge, 2023, c) bauzeitlicher Zustand, 1901  
Fotos: a) O. Köhler, UDB Da, b) Fa. Steuernagel & Lampert, c) DKuD, 9, 1901/02, S. 157





## UNESCO-WELTERBE FÜRSTENSITZE GLAUBERG UND HEUNEBURG AUF DEUTSCHER VORSCHLAGSLISTE

Die frühkeltischen Fürstensitze Glauberg und Heuneburg wurden gemeinsam mit dem Mont Lassois in Burgund neben sechs weiteren Stätten erfolgreich in die Vorschlagsliste für das UNESCO-Welterbe aufgenommen. Dies wurde bei einer Sondersitzung der Kulturministerkonferenz (KMK) im Dezember 2023 beschlossen. Dieser Entscheidung ging ein rund vierjähriger Bewerbungsprozess voraus. Im Herbst 2019 hatte sich die KMK geeinigt, die Vorschlagsliste zum 1. Februar 2024 fortzuschreiben und die Bundesländer aufgefordert, zwei Kandidaten zu benennen. Sie mussten wie alle beantragten Stätten über das Potenzial eines außergewöhnlichen universellen Wertes verfügen, zur Globalen Strategie beitragen, eine sogenannte Lücke auf der UNESCO-Welterbeliste füllen und das Erbe der Menschheit glaubwürdig repräsentieren. Da Deutschland neben Frankreich und China zu den Staaten mit den meisten UNESCO-Welterbestätten gehört, galten für die neuen Kandidaten besonders strenge Maßstäbe. Die aus 13 Bundesländern eingereichten 21 Anträge wurden von einem unabhängigen, international besetzten Fachbeirat evaluiert.

Das archäologische Erbe gehört immer noch zu einer unterrepräsentierten Kategorie auf der UNESCO-Welterbeliste. Deutschland verfügt derzeit über sechs archäologische Welterbestätten, zu denen auch der Obergermanisch-Raetische Limes mit dem durch Hessen verlaufenden Abschnitt als Bestandteil der ›Grenzen des Römischen Reiches‹ gehört. Das neue Projekt der hessenArchäologie ist ebenfalls eine transnationale Nominierung. Sie bezieht sich auf drei herausragende eisenzeitliche Fundorte, den Glauberg (Hessen), die Heuneburg (Baden-Württemberg) und den Mont Lassois (Bourgogne-Franche-Comté, Frankreich). Gemeinsam repräsentieren sie die imponierenden frühkeltischen Machtzentren in Mitteleuropa, die über große Distanzen verschiedene Teile Europas durch den intensiven Austausch von Ideen, Techniken und Waren miteinander verbanden und wesentlich zur Entwicklung der keltischen Kultur in Mitteleuropa beitrugen. Ihre Besonderheit ergibt sich durch stadtähnliche Struktu-

ren, beeindruckende und landschaftsprägende Befestigungsanlagen und Großgrabhügel mit reich ausgestatteten Prunkgräbern aus der frühen Eisenzeit (7. bis 4. Jahrhundert v. Chr.), die am Glauberg, an der Heuneburg und am Mont Lassois beispielhaft entwickelt und besonders gut erhalten sind (Abb. 1).

Wie geht es nun weiter mit den ›Keltischen Machtzentren der älteren Eisenzeit nordwestlich der Alpen‹? Eine Welterbenominierung ist mittlerweile ein sehr aufwendiges Verfahren, das neuerdings auch eine mehrstufige, mehrjährige Evaluierung durch ICOMOS int. einschließt. Der Zeitplan für die Bewerbung sieht eine frühestmögliche Einreichung für eine Vorprüfung im Jahr 2028 vor, sodass das UNESCO-Welterbekomitee erst Anfang der 2030er-Jahre im Rahmen einer seiner jährlichen Sitzungen über diesen Antrag entscheiden wird.

Axel G. Posluschny, Jennifer Verhoeven



**Abb. 1:**  
Luftbild der Keltenwelt  
am Glauberg

Das Museum mit  
Archäologischem Park,  
im Vordergrund  
der rekonstruierte  
Grabhügel  
Foto: Keltenwelt  
am Glauberg



## DER hessenARCHÄOLOGIE-TAG 2023 IN BENSHEIM ARCHÄOLOGIE IM HERZEN DER BERGSTRASSE



*40 Jahre nachdem der Hessische Vorgeschichtstag, die Vorgängerveranstaltung zum hessenARCHÄOLOGIE-Tag, zum ersten Mal im Herzen der Bergstraße getagt hatte, kehrte die Landesarchäologie am 4. November 2023 nach Bensheim zurück.*

Auf Einladung von und in Kooperation mit der Stadt und dem Museum Bensheim blickte die hessenARCHÄOLOGIE am 13. hessenARCHÄOLOGIE-Tag im Kultur- und Kongresszentrum (KUKO) Bensheim auf ein ereignisreiches Jahr 2022 zurück. Mit Grußworten der Staatssekretärin des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Ayse Asar und der Bürgermeisterin von Bensheim, Christine Klein, eröffnete die Veranstaltung. Dabei stand nicht nur die Bedeutung der Archäologie für die Region im Fokus, sondern auch der

wenige Tage zuvor verliehene Eduard-Anthes-Preis an den Leiter des Bensheimer Museums und Mitveranstalter, Dr. Jan Christoph Breitwieser (Abb. 1). Ayse Asar betonte zudem die zunehmend erschwerten Bedingungen, unter welchen die Bodendenkmalpflege agiert. Dies griff Landesarchäologe Prof. Dr. Udo Recker in seinem Rückblick auf und stellte neben der Belastung durch Infrastruktur- und städtische Bauprojekte heraus, wie sehr der Wald in den letzten Jahren durch den Ausbau der erneuerbaren Energien in den Fokus der Bodendenkmalpflege gerückt ist. Die anhaltende Unterstützung durch das Land und der Beschluss, ein neues Archäologisches Zentraldepot zu errichten, seien daher wichtige Schritte, um der Realität moderner Bodendenkmalpflege gerecht zu werden.





Die Vorträge nahmen zum Großteil auf die Beiträge des pünktlich zur Veranstaltung erschienenen Jahrbuches hessenARCHÄOLOGIE 2022 Bezug und wurden gewohnt souverän von Dr. Sabine Schade-Lindig und Dr. Kai Mückenberger moderiert. Ihre Inhalte spannten einen weiten Bogen von den keltischen Nekropolen des Taunus bis zur modernen Vermittlung auf der Zeiteninsel – Archäologisches Freilichtmuseum Marburger Land eG bei Weimar (Lahn) (Abb. 2). Die Reihe der Vorträge eröffnete Dr. Dieter Neubauer mit einem Blick auf die Grabfunde der keltischen Nekropole von Bad Soden am Taunus. Dr. Sandra Sosnowski und Ferenc Kántor präsentierten im Anschluss eine gut 40 Hektar umfassende Siedlungsstelle vom Ende der Eisenzeit bei Waldbrunn-Lahr. Den Übergang zu den Römern vollzogen Dr. des. Thomas Becker und Prof. Dr. Andreas Vött (Universität Mainz) mit der Vorstellung eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten, interdisziplinären Projektes. Die Kooperation zwischen den Universitäten Frankfurt, Mainz und Kiel und der hessenARCHÄOLOGIE erforscht die menschlichen Eingriffe in die Flussverläufe des Hessischen Rieds. Dr. Andrea Hampel vom Denkmalamt Frankfurt a. M. führte die Besucherinnen und Besucher hinab zu den Fundamenten der Frankfurter St. Leonhard-Kirche, die noch tiefer reichen als bislang vermutet.

Nach einer Mittagspause mit historischen Stadtführungen eröffnete Dr. Sandra Sosnowski den zweiten Vortragsblock. Sie zeigte auf, dass selbst im Boden gut erforschter Städte wie Wetzlar noch immer Überraschungen zur Stadtgeschichte schlummern können. Dipl.-Geol. Jochen Babist vom Verein Altbergbau Bergstraße-Odenwald e.V. berichtete im Anschluss von den laufenden montan- und landschaftsarchäologischen Forschungen im einst gewaltigen Eisenerzbergbaurevier des Odenwaldes. Ein großes Abbaugelände der anderen Art präsentierte Dr. Christa Meiborg mit ihrem Blick auf die Kiesgruben bei Niederweimar. Die jahrzehntelange Begleitung der dortigen Abbauarbeiten brachte bis heute über 135.000 Einzelfunde zutage und bietet die seltene Gelegenheit, große Siedlungsflächen umfassend zu erforschen. Die Vermittlung dieser Erkenntnisse geschieht unter anderem im nahen Archäologischen Freilichtmuseum Zeiteninsel. Über die dortigen Fortschritte beim Bau und die für 2024 ge-



plante Aufnahme des vollständigen Museumsbetriebes berichtete Dr. Andreas Thiedmann. Zuvor konnten sich die Gäste auf Einladung der Stadt bei einem Kuchenbuffet austauschen. Den letzten Beitrag vor dem Abendvortrag nutzte Dr. Vera Rupp für einen Rückblick auf das Archäologiejahr ›Kelten Land Hessen‹, das 2022 begonnen hatte und 2023 seinen erfolgreichen Abschluss fand. Für die Museumsdirektorin, die zum Jahreswechsel die Leitung der Keltenwelt am Glauberg an Marcus Coesfeld M. Ed. übergab, war das Archäologiejahr der fulminante Abschluss ihrer beeindruckenden Karriere. Für ihren stetigen Einsatz für die Landesarchäologie und den Glauberg dankte ihr Udo Recker im Namen der hessenARCHÄOLOGIE.

Zum Abschluss des hessenARCHÄOLOGIE-Tages lenkten Dr. des. Thomas Becker und Dr. Jan Christoph Breitwieser den Blick zurück auf den Ort der Veranstaltung. Die beiden Archäologen berichteten unterhaltsam und alltagsnah über die Archäologielandschaft der Bergstraße zwischen aufstrebenden Industriegebieten und kuriosen Kellerfunden. Sie blickten auf die Geschichte des Museums Bensheim mit seiner umfassenden archäologischen Sammlung und beleuchteten die Zusammenarbeit zwischen praktischer Bodendenkmalpflege und archäologischer Vermittlung.

Der nächste hessenARCHÄOLOGIE-Tag findet am 2. November 2024 in Kooperation mit der Stadt Bad Wildungen und der Archäologischen Gesellschaft in Hessen e. V. (AGiH) in der Wandelhalle in Bad Wildungen statt.

Lars Görze

**Abb. 1:**  
**Präsentation des**  
**Jahrbuches hessen-**  
**ARCHÄOLOGIE 2022**

Prof. Dr. Udo Recker stellte in Bensheim gemeinsam mit Staatssekretärin Ayse Asar, Bürgermeisterin Christine Klein und Museumsleiter Dr. Jan Christoph Breitwieser die neue Jahrbuchausgabe vor (v. l. n. r.).

Foto: L. Görze, LfDH

**Abb. 2:**  
**Die Vortragenden des**  
**hessenARCHÄOLOGIE-**  
**Tages 2023**

In Bensheim präsentierte die hessenARCHÄOLOGIE gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen ein Jahr hessische Archäologie an einem Tag.

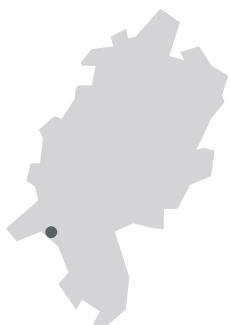
Foto: L. Görze, LfDH

## KULTURELLES ERBE IM KLIMAWANDEL

### INTERNATIONALE TAGUNG DES ARBEITSKREISES FÜR HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA E. V. (ARKUM)



**Abb. 1:**  
**Prof. Dr. Udo Recker**  
 am ersten Tag der  
**ARKUM Tagung**  
 Zur Eröffnung der  
 internationalen ARKUM  
 Tagung begrüßte  
 Prof. Dr. Udo Recker  
 die Teilnehmenden  
 im Blauen Salon des  
 Schlosses Biebrich  
 in Wiesbaden.  
 Foto: L. Görze, LfDH



*Vom 13. bis zum 16. September 2023 trafen sich im Schloss Biebrich in Wiesbaden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie interessierte Bürgerinnen und Bürger zur inzwischen 49. Internationalen ARKUM Tagung.*

Die historische Entwicklung des Anbaus von Sonderkulturen, dessen landschaftliches und materielles Erbe sowie zukünftige zentrale Herausforderungen angesichts des fortschreitenden Klimawandels waren die Themenfelder einer vom Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e. V. (ARKUM) gemeinsam mit der hessenARCHÄOLOGIE des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, dem Kompetenzzentrum Kulturlandschaft (KULT) der Hochschule Geisenheim University sowie dem Landschaftsverband Rheinland (LVR) veranstalteten interdisziplinären Tagung (Abb. 1). 20 Referentinnen und Referenten unterschiedlicher Fachgebiete aus

sechs europäischen Ländern näherten sich in interdisziplinären Beiträgen aus den Bereichen Historische Geografie, Archäologische Landesforschung, Naturschutz und Gartendenkmalpflege der Thematik.

Mit der Sesshaftwerdung des Menschen in Mittel- und Westeuropa vor rund 8.000 Jahren nahm der anthropogene Einfluss auf die bis dahin weitgehend bestehenden Naturlandschaften kontinuierlich zu. Durch Landwirtschaft und Nutztierhaltung wurden diese über Jahrtausende hinweg konsequent in Kulturlandschaften umgewandelt. Bis heute gilt die Landwirtschaft in weiten Teilen Europas als die dominierende Landnutzungsform. Der Anbau von Sonderkulturen sticht dabei hervor, da er mit einer großen Zahl besonders tiefgreifender Folgen für den Naturhaushalt einhergeht und ganze Regionen ökonomisch, sozial und visuell geprägt hat. In der Folge weisen Gebiete mit Sonderkulturen oftmals besonders viele und markante historische Strukturen und Elemente auf.

Prof. Dr. Eckhard Jedicke (KULT) eröffnete die Tagung mit einem gut besuchten öffentlichen Abendvortrag: ›Von der Vergangenheit für die Zukunft lernen – kulturelles Erbe als Trigger für die Entwicklung nachhaltiger Kulturlandschaften‹. Er setzte damit den Rahmen für die vier Themenblöcke der folgenden Tage.

Der erste Themenblock beschäftigte sich in Beiträgen aus den Niederlanden, Ungarn und Deutschland mit Fragen der Innovation und Diffusion von Sonderkulturen, Maßnahmen der Bodenmelioration sowie dem Zusammenhang zwischen spezialisierten Agrarlandschaften und besonderen Bauformen von der Vor- und Frühgeschichte bis ins 19./20. Jahrhundert in Nord-, Mittel- und Osteuropa.

Ein Einblick in Spezialkulturen und die damit einhergehenden hochspezifischen Landschaften bestimmten den zweiten Themenblock.



Die Beiträge aus Luxemburg, Schweden, der Schweiz und Deutschland stellten dabei Sonderkulturen, insbesondere Hopfen, Wein und Kopfbäume, in verschiedenen europäischen Regionen in den Vordergrund.

Den dritten Themenblock gestalteten Beiträge, die einerseits den Einfluss von Sonderkulturen und deren Vermarktung auf die Regionalentwicklung sowie Phänomene wie Urban Gardening thematisierten, sich andererseits mit dem Wein- und Zierpflanzenbau in der Klimageschichte bzw. im Klimawandel beschäftigten. Ein besonderes Augenmerk lag zudem auf den Folgen des Klimawandels für die Gärten- und Denkmalpflege.

Der letzte Themenblock spannte einen breiten Bogen von archäologischen Nachweisen zum frühneuzeitlichen Weinbau in Hessen über Untersuchungen zu Obstarten und -sorten hinsichtlich ihrer Beständigkeit gegenüber dem Klimawandel bis hin zur Frage, ob Buchen- und Fichtenwälder zukünftige Sonderkulturen in der hessischen Mittelgebirgszone sein könnten. Dr. Jörn Schultheiß (KULT) stellte zentrale Ergebnisse des Projektes ›Kooperationen zur Klimaanpassung im Rheingau‹ (›KliA-Net‹) vor. Dieses behandelte den Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Praxis im Umgang mit der Sonderkultur Weinbau im Klimawandel.

Die Zusammenfassung des Tagungsteils wurde ebenfalls von Jörn Schultheiß übernommen. Dabei verdeutlichte er, wie der Mensch die ihn umgebenden Landschaften tiefgreifend und flächendeckend beeinflusste. Auch in der Vergangenheit kam es immer wieder zu starken

Änderungen und Brüchen von Umwelt-, Klima- oder Gesellschaftsbedingungen. Der Mensch schaffte es jedoch, sich mit innovativen Methoden daran anzupassen. Schultheiß betonte, dass das Wissen über die anthropogene Prägung von Kulturlandschaften und frühere Anpassungsmaßnahmen eine wichtige Grundlage darstellt, um mit aktuellen Herausforderungen der Kulturlandschaftsentwicklung umzugehen. Es liefert wertvolle Kenntnisse zur Entwicklung innovativer Ansätze, die sich diesen Herausforderungen entgegenstellen.

Dieses Potenzial wird derzeit völlig unzureichend genutzt. Es ist dringend erforderlich, dass sowohl archäologische als auch historisch-geografische Methodenansätze und Erkenntnisse viel stärker als bisher in Projekte zur künftigen Entwicklung unserer Kulturlandschaften eingebunden werden. ARKUM 2023 zeigte, dass dies in den dargestellten Projekten schon jetzt sehr gut funktioniert und zu nachhaltigeren und wirksameren Ergebnissen führt.

Die Veranstaltung schloss mit einer Exkursion in das Mittelrheintal und den Rheingau ab (Abb. 2). Hier konnte nicht nur die landschaftliche Vielfalt der Region eindrücklich begutachtet werden. Auch Themen wie die Anerkennung des Oberen Mittelrheintals als UNESCO-Weltkulturerbe, die nachhaltige Landschaftsentwicklung der Region und die Auswirkungen des Klimawandels auf den Baumbestand standen im Fokus.

Lars Görze, Udo Recker, Jörn Schultheiß



**Abb. 2:**  
Exkursion zum  
Kloster Eberbach

Dr. Thomas Büttner (Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V.) erläuterte die überregionale Bedeutung des Klosters und die daran anschließende Klosterlandschaft.  
Foto: J. Schultheiß, Hochschule Geisenheim



## EDUARD-ANTHES-PREIS 2023

### Abb. 1: Grabungssituation in der eisenzeitlichen Nekropole von Frank- furt a. M.-Harheim

Die ausgegrabenen Befunde und Funde bieten der Wissenschaft neue Ansätze zur Erforschung der älteren Eisenzeit in Hessen und darüber hinaus.

Foto: Denkmalamt  
Frankfurt a. M.

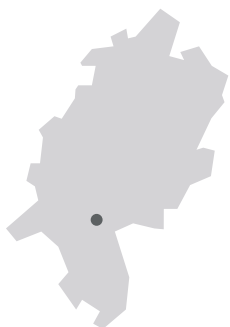
*Am 31. Oktober 2023 wurde der Eduard-Anthes-Preis für herausragende Dissertationen zur Archäologie des deutschen Mittelgebirgsraumes vergeben. Die Auszeichnung erhielt der Archäologe und Leiter des Museums Bensheim Dr. Jan Christoph Breitwieser.*

Der zum inzwischen 20. Mal vom Verein der Altertumsfreunde im Regierungsbezirk Darmstadt e. V. gemeinsam mit dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung, Kunst und Kultur sowie der hessenARCHÄOLOGIE des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen vergebene Preis wurde im Jahr 2023 erstmals in Frankfurt a. M. verliehen. Im Casino des Planungsdezernates begrüßte Planungsdezernent Prof. Dr. Marcus Gwechenberger die Gäste zur Preisverleihung und überbrachte die Grüße der Stadt. Diese Ehrung in Frankfurt vorzunehmen, war gleich in mehrfacher Hinsicht naheliegend, beschäftigte sich immerhin nicht nur die Arbeit des Preisträgers mit Funden aus dem Stadtgebiet, auch Breitwieser selbst ist gebürtiger Frankfurter und studierte an der dortigen Goethe-Universität. Ausgezeichnet wurde er für seine Dissertation »Frankfurt am Main-Harheim. Die hallstattzeitlichen Gräberfelder« (Abb. 1).

»Mit der Auszeichnung würdigen wir seinen Einsatz für unser historisches Erbe und zei-

gen gleichzeitig, wie umfangreich die Arbeit von Archäologinnen und Archäologen geworden ist«, erläuterte die damalige Staatssekretärin Ayse Asar in ihrer Laudatio. »Die Anforderungen des Denkmalschutzgesetzes, die ständig wachsende Zahl an bekannten archäologischen Stätten und die zunehmenden Meldungen von Strukturen und Funden bei Bauarbeiten machen die Bodendenkmalpflege zu einem Fulltime-Job und einem essenziellen Bestandteil des Denkmalschutzes. Ich gratuliere Dr. Jan Christoph Breitwieser herzlich zur Auszeichnung« (Abb. 2).

Die preisgekrönte Arbeit, mit der Breitwieser in der Abteilung III »Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie« des Instituts für Archäologische Wissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt durch Prof. Dr. Susanne Sievers promoviert wurde, behandelt zwei Gräberfelder der älteren im Übergang zur jüngeren Hallstattzeit (Hallstatt CI bis DI, 800–530 v. Chr.). Diese wurden zwischen 2006 und 2014 durch das Denkmalamt der Stadt Frankfurt am Main im Bereich von zwei Neubaugebieten im Stadtteil Harheim ausgegraben. »Wir haben, was Hessen anbelangt, in dieser Hinsicht bisher nur wenig publizierte Forschung«, berichtete der hessische Landesarchäologe Prof. Dr. Udo Recker anlässlich der Preisverleihung. Die letzte wissenschaftliche Bearbeitung von





Gräberfeldern der älteren Eisenzeit liegt in Hessen längere Zeit zurück, sodass sich hier aufgrund der modernen Grabungs- und Dokumentationstechnik neue Ansätze zur Erforschung dieser Phase geboten haben.

Die beiden Grabgruppen mit ihren beiderseits des Eschbaches gelegenen 25 bzw. 17 Gräbern bestanden vornehmlich aus Körperbestattungen, während die gegen Ende der Hallstattzeit aufkommende Brandbestattungssitte nur vereinzelt nachgewiesen wurde. Teilweise enthielten die Gräber qualitativvolle Beigaben. So wurden in zwei Männergräbern Schwerter beigegeben, während aus einzelnen Frauengräbern aufwendig gearbeiteter Schmuck stammt. Diese Beigaben kennzeichnen die Bestatteten als Angehörige einer regionalen Elite. Die Bearbeitung beider Gräberfelder bot einerseits die Chance zur Überprüfung und Verfeinerung bisher bestehender Chronologieschemata für diese Kulturstufe. Andererseits stellte sich die Frage nach dem zeitlichen Verhältnis der beiden Gräberfelder, die nur rund einen Kilometer voneinander entfernt lagen, und noch stärker nach potenziellen sozialen Beziehungen der Bestatteten zueinander. Breitwieser konnte anhand der Datierung der Grabinventare, aber auch der Entwicklung der Beigabensitte eine Abfolge von Harheim-Süd als älterem zu Harheim-Nord als jüngerem Gräberfeld herausarbeiten. Dabei stellte er heraus, dass bei der Ausgrabung Harheim-Süd auch äl-

tere, urnenfelderzeitliche Brandbestattungen nachgewiesen wurden, woran der Preisträger eine Bevölkerungskontinuität wahrscheinlich machen konnte.

Die anthropologische Bearbeitung des zum Teil schlecht erhaltenen Knochenmaterials lieferte weitere Hinweise auf verwandtschaftliche Beziehungen der Bevölkerungsgruppen auf beiden Gräberfeldern. Diesbezüglich sind zwei Gürtelgehänge ebenfalls von Bedeutung, die auf beiden Gräberfeldern in je einem Frauengrab zutage kamen. Dieser Gürtelschmuck hat nicht nur stilistische Ähnlichkeiten, sondern auch einen klaren Bezug in den Formen nach Mittelitalien. Hier zeigt sich deutlich ein während dieser Zeitstufe bestehendes europäisches Netzwerk, das nicht nur die ›Fürstentümer‹, sondern allgemein die lokalen Eliten einschloss. Indem er diese verschiedenen Aspekte aufzeigt und die Gräberfelder wissenschaftlich vorlegt, bringt Jan Christoph Breitwieser die Erforschung der Hallstattzeit in Hessen einen großen Schritt voran.

Nicht nur die wissenschaftliche Qualität der Arbeit, auch ihre mit Konsequenz verfolgte Publikation beeindruckt. Immerhin wurde die im Oktober 2021 angenommene Dissertation bereits ein Jahr später als Band 1 der neuen Reihe ›Erdverbunden. Aktuelle archäologische Forschung in Frankfurt am Main‹ des Denkmalamtes Frankfurt am Main veröffentlicht.

Thomas Becker, Lars Görze



**Abb. 2:**  
**20. Preisträger des Eduard-Anthes-Preises**  
 Dr. Jan Christoph Breitwieser (links) mit den Laudatoren (v. l. n. r.) Prof. Dr. Udo Recker, Prof. Dr. Susanne Sievers, Prof. Dr. Marcus Gwechenberger, Staatssekretärin a. D. Ayse Asar und Dr.-Ing. Clemens Brünenberg  
 Foto: L. Görze, LfDH

## 8. SOMMERAKADEMIE DER KELTENWELT AM GLAUBERG AM ENZHEIMER KOPF MIT INTERNATIONALEM TEAM AUF DEN SPUREN DER BRONZEZEIT

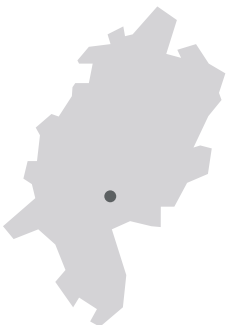


**Abb. 1:**  
Das Team der Internationalen Sommerakademie 2023  
Studierende und Betreuer aus Deventer, Winchester, Kopenhagen sowie Frankfurt a. M. und Marburg  
Foto: R. M. Visser, Saxion University of Applied Science

*An der achten Ausgrabungskampagne der Internationalen Sommerakademie der hessenARCHÄOLOGIE im September 2023 nahmen 22 Studierende aus Deventer (Niederlande), Winchester (Großbritannien), Kopenhagen (Dänemark), Frankfurt a. M. und Marburg teil (Abb. 1).*

Die archäologischen Untersuchungen fanden auf insgesamt sechs Grabungsflächen im Bereich des Enzheimer Kopfes statt, einer bewaldeten, dem Glauberg (Glauburg-Glauberg, Wetteraukreis) um 1,5 km im Südwesten vorgelagerten Bergkuppe. Ausgrabungen hatten hier bislang noch nicht stattgefunden, allerdings gab es einige wenige Lesefunde vorgeschichtlicher Keramik. Diese waren im Bereich einer Wildschweinwühlung unweit des noch auf mehr als 210 m erhaltenen, circa 4 m hohen früheisenzeitlichen Wallrestes (etwa 400 v. Chr.) zutage getreten, der zu dem den Glauberg einst lückenhaft umgebenden Graben-Wall-System gehört. Ziel der Untersuchungen war es daher, Informationen über die Art und die genaue Datierung einer mit diesen Funden wohl im Zusammenhang stehenden Nutzung des Geländes zu gewinnen. Während ein Grabungsschnitt unterhalb eines modernen Waldweges keine Funde oder Strukturen erbrachte, wurden in den sechs

Grabungsschnitten oberhalb des modernen Weges zahlreiche Keramikscherben angetroffen, die nach der Entfernung des Bewuchses im Bereich von kleineren Lichtungen bereits direkt auf der Oberfläche sowie nur knapp darunterliegend zum Vorschein kamen. Sie verteilten sich bis auf den in 20 bis 30 cm Tiefe anstehenden, zerklüfteten Basaltuntergrund. Außer den insgesamt fast 16 kg wiegenden Keramikfragmenten aus 172 m<sup>2</sup> Grabungsfläche gehörten auch sechs Spinnwirtel, zwei Steinpfeilspitzen, Reste eines Getreidereibsteines und das Fragment einer Steinaxt zum umfangreichen Fundmaterial. Während die Pfeilspitzen nur schwer datierbar sind und zeitlich von der Jungsteinzeit bis evtl. sogar in die frühe Eisenzeit eingeordnet werden können, entpuppte sich das Fragment einer geschliffenen Steinaxt in chronologischer Hinsicht als Überraschung. Es datierte nicht, wie zunächst angenommen, in die späte Jungsteinzeit, sondern wurde als sog. Nackengebogene Axt der späten Bronzezeit bestimmt. Äxte dieses Typs kennen wir vor allem aus Norddeutschland, nur wenige Stücke sind dagegen aus Hessen bekannt. Insgesamt ergab sich so das Bild einer spätbronzezeitlichen (urnenfelderzeitlichen) Besiedlung der Zeit zwischen etwa 1100 bis 900 v. Chr. Die noch ausstehende detaillierte Analyse der





aufgefundenen Keramik wird sicher noch eine feinere Datierung erlauben und damit einen Vergleich mit den zahlreichen Keramikfunden der urnenfelderzeitlichen Besiedlung des Glaubergplateaus und mit den urnenfelderzeitlichen Gräbern der dem Glauberg südlich vorgelagerten Flur ›Lohkatz‹ ermöglichen. Bei der Bearbeitung der Keramik soll dann auch geklärt werden, ob sich unter dem chronologisch relativ leicht ansprechbaren Fundmaterial der Urnenfelderzeit nicht doch Keramik der frühen Eisenzeit befindet, die vom Glaubergplateau ja in sehr großer Zahl bekannt ist.

Die Ausgrabungen waren hinsichtlich der archäologischen Fragestellung ein großer Erfolg – erstmals ist es gelungen, vorgeschichtliche Siedlungstätigkeiten auf dem zum Glauberg gehörenden Enzheimer Kopf nachzuweisen. Weitere Ausgrabungen werden nötig sein, um die ganze Ausdehnung dieser Aktivitäten zu erfassen.

Das Konzept einer internationalen Sommerakademie hat sich aber nicht nur wegen der Klärung wissenschaftlicher Fragen bewährt. Auch die Zusammenarbeit zur Ausbildung Studierender war 2023 wieder ein überaus erfolgreicher Aspekt der Kooperation mit den europäischen Institutionen (Abb. 2). Neben

der gemeinsamen Arbeit spielte erneut der Erfahrungsaustausch über Länder- und Kulturgrenzen hinweg eine wichtige Rolle.

Studierende mit vorhandener Grabungserfahrung konnten darüber hinaus ihr Wissen auch an weniger Erfahrene weitergeben und so in diesem für sie neuen Bereich der Vermittlung dazulernen. Genauso wesentlich war es, den Glauberg und seine Bedeutung, aber auch andere Sehenswürdigkeiten wie das Römerkastell Saalburg bei Bad Homburg v. d. H. (Hochtaunuskreis) kennenzulernen.

Durch die freundliche Unterstützung der Gemeinde Glauburg konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch in dem Jahr wieder die Mehrzweckhalle in Glauburg-Glauberg als ›Basislager‹ nutzen, wo sie untergebracht und gepflegt wurden. Auch die Tischtennisabteilung des FSV Glauberg und die Kolleginnen und Kollegen des Römerkastells Saalburg haben viel zum Gelingen der Sommerakademie 2023 beigetragen. Alle Beteiligten freuen sich schon auf eine Fortsetzung der Zusammenarbeit bei einer Ausgrabung im Spätsommer 2024.

Axel G. Posluschny, Ronald M. Visser, Everhard Bulten

**Abb. 2:**  
**Freilegen einer Grabungsflächen im Wald**

Studierende aus Dänemark, den Niederlanden und England bei Feldarbeiten

Foto: A. G. Posluschny, KWG



*Personalien*

**DR. VERA RUPP**

EHEMALIGE DIREKTORIN DER KELTENWELT  
AM GLAUBERG IM RUHESTAND



**Dr. Vera Rupp**  
Foto: St. Böttcher,  
im Auftrag der  
Hessenagentur

*Zum 31. Dezember 2023 wurde die langjährige Direktorin der Keltenwelt am Glauberg und stellvertretende Landesarchäologin des Landes Hessen in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Damit endete nicht nur ein äußerst erfolgreicher Berufsweg, vielmehr ging eine Ära zu Ende! Mit ihrem Namen wird stets der rasante Aufstieg des Hauses in der europäischen Museumslandschaft sowie dessen Wahrnehmung sowohl in der breiten Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft verbunden sein.*

Vera Rupp studierte zunächst an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a. M. bei Prof. Dr. Maria Radnoti-Alföldi (1926–2022) das Fach ›Geschichte und Kultur der Römischen Provinzen‹, wechselte zu Beginn des Hauptstudiums an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. und studierte fortan die Fächer ›Provinzialrömische Archäologie‹ sowie ›Urgeschichte‹ und ›Alte Geschichte‹. Dort wurde sie 1988 von Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber (1940–2014) promoviert. Thema ihrer Disserta-



tion war die ›Wetterauer Ware – Eine römische Keramik im Rhein-Main-Gebiet‹, die sie mit Auszeichnung abschloss.

Noch im selben Jahr wurde sie die erste Kreisarchäologin des Wetteraukreises und damit die erste Kreisarchäologin Hessens. Sie führte unzählige Grabungen, Notbergungen und Begehungen durch und etablierte ein dichtes Netzwerk aus engagierten Archäologieinteressierten. Auch war sie seit Ende der 1990er-Jahre maßgeblich am Aufbau des Archäologischen Parks Glauberg beteiligt.

1991 gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern der Kommission für Archäologische Landesforschung in Hessen e. V. Im Jahr 2002 wechselte sie von der Kommunal- in die Landesarchäologie und bekleidete fortan in der Abteilung Archäologische und Paläontologische Denkmalpflege des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen (heute hessenARCHÄOLOGIE) die Position der stellvertretenden Landesarchäologin. In dieser Funktion war sie fortan für die bodendenkmalpflegerischen Belange im gesamten Bundesland Hessen zuständig. Im Mai 2011 übernahm sie die Direktion der Keltenwelt am Glauberg, dem fünften und damit jüngsten Landesmuseum Hessens. In den folgenden zwölf Jahren baute sie diese gemäß dem im Konzept festgesetzten Drei-Säulen-Modell – Museum, Archäologischer Park und Forschungszentrum – konsequent aus. Es gelang ihr dabei nicht nur, die Gästezahlen auf einem gleichbleibenden, hohen Niveau zu halten, sondern auch die Akzeptanz der ›Landesinstitution‹ Keltenwelt am Glauberg in die Herzen der Bevölkerung zu tragen. Dies erreichte sie nicht zuletzt durch ihr unvergleichliches Engagement für die hochgradige Identifikation mit der Keltenwelt am Glauberg sowie ihrer Heimatregion, der Wetterau. So veranstaltete sie am Glauberg für die wie auch mit der Region zahlreiche gut besuchte Veranstaltungen, darunter das vielen in Erinnerung bleibende Drachenfest, weitere Museumsfeste und Themenveranstaltungen, die jährlich stattfindenden Frühlingsfeste, den Kultur-Sommer, die Sterngucker-Nacht (heute: Astro-Nacht) sowie die archäologische Vortragsreihe Keltenwelt-Forum und viele mehr. Auch widmete sie sich dem konsequenten Ausbau des Hauses und des Archäologischen Parks. So nahm der Museumsgarten – 2011 noch eine grüne Wiese –

mit den Jahren Gestalt an und wurde um zahlreiche Elemente erweitert, wie z. B. die Infopavillons zu Schaf und Landschaft (2014), zu Eisen (2022) samt daran angeschlossenen experimentalarchäologischen Bereich (2023), den museumspädagogischen Aktivbereich (2016), einen Erlebnisspielplatz (2019) sowie zahlreiche Sitz- und Ruhemöglichkeiten.

Es ist ihr gelungen, nahezu jährlich Sonderausstellungen zu verschiedenen Themen zu realisieren: ›Mit Hightech auf den Spuren der Kelten‹ (2013/14); ›Pfeil und Bogen – Von der Steinzeitjagd zum Bogensport‹ (2015); ›Die Zähmung des Wolfes – Eine archäologische Spurensuche‹ (2016); ›Zwei Welten – ein Augenblick‹ – eine Fotoausstellung von Burkhard Thomann (2017); ›Mahlzeit! Ernährung bei den Kelten.‹ (2017); ›Mythos Kelten? Auf Spurensuche in Europa‹ (2018); ›Das Geheimnis der Keltenfürstin von der Heuneburg‹ (2019); ›Hammer! Handwerken wie Kelten und Römer‹ (2020/21 – eine gemeinsam mit dem Römerkastell Saalburg konzipierte Ausstellung, die aufgrund der Corona-Pandemie nur im Saalburgmuseum gezeigt werden konnte); ›KELTENWELT digital – 3D Scanning in der Archäologie‹ (2020/21); ›KELTEN LAND HESSEN – Eine neue Zeit beginnt.‹ (2022/23); ›Wege durch die Zeit. Die Geschichte des Glaubergs‹ (ab 2024). Unter den genannten zahlreichen Ausstellungen verdient die Ausstellung zum Archäologischen Themenjahr 2022 ›KELTEN LAND HESSEN – Archäologische Spuren im Herzen Europas‹ besondere Aufmerksamkeit. So stammte die Idee zum hessenweiten Themenjahr von Vera Rupp, die neben der Ausstellung in der Keltenwelt, die sie mit ihrem Team realisierte, auch die hessenweite Koordination des gesamten Themenjahres mit eigenen und externen Veranstaltungen wie auch Ausstellungen, eigener Website und eigenem Social-Media-Kanal sowie dem Begleitbuch innehatte.

Die Kolleginnen und Kollegen der hessen-ARCHÄOLOGIE, allen voran die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Keltenwelt am Glauberg, die externen Kräfte und die freiwilligen Helferinnen und Helfer sagen Vera Rupp herzlich DANKE und wünschen ihr für die Zukunft alles Gute!

Udo Recker, Christoph Röder

## MARCUS COESFELD M. ED. NEUER DIREKTOR DER KELTENWELT AM GLAUBERG



Marcus Coesfeld M. Ed.  
Foto: Th. Schomeier

*»Kultur und Bildung sollten jedem zugänglich sein!« Diese Einstellung vertritt Marcus Coesfeld, der seit Januar 2024 die Keltenwelt am Glauberg als neuer Direktor leitet. Er ist der Nachfolger von Dr. Vera Rupp, die nach rund zwölf Jahren in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet wurde. Der 36-jährige Historiker möchte nun Bewährtes aufgreifen und neue Impulse setzen.*

Marcus Coesfeld studierte an der Ruhr-Universität Bochum Geschichte und Germanistik (B. A. 2010), darauf aufbauend Geschichte,

Deutsch und Erziehungswissenschaften auf Lehramt (M. Ed. 2013). Seine Laufbahn begann er als Studienreferendar in Dortmund, wo er 2015 das Zweite Staatsexamen als Gesamtschul- und Gymnasiallehrer ablegte. Über den pädagogischen Zugang führte ihn sein Weg ins Museumswesen: Er arbeitete als wissenschaftlicher Volontär im LWL-Museum für Archäologie (heute: LWL-Museum für Archäologie und Kultur) und im Westfälischen Landesmuseum in Herne im Bereich Bildung und Vermittlung. Hier wirkte er in der Museumspädagogik, im



Veranstaltungsmanagement, an Sonderausstellungen (u. a. »Wildes Westfalen« und »Schätze der Archäologie Vietnams«) sowie im Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit mit. Nach Abschluss des Volontariats wechselte Marcus Coesfeld als stellvertretender Direktor und museumspädagogischer Leiter an das Archäologische Freilichtmuseum Oerlinghausen. Dort richtete er die museumspädagogische Abteilung neu aus, indem er das bestehende Kooperationsnetzwerk ausbaute, neue Veranstaltungsformate entwickelte und insbesondere die Angebote für Schulklassen erweiterte. Im Ergebnis steigerte sich die öffentliche Wahrnehmung des Hauses deutlich.

Daran anknüpfend übernahm er die Museumsleitung in MONREPOS – Archäologisches Forschungszentrum und Museum für menschliche Verhaltensentwicklung im rheinland-pfälzischen Neuwied. Die Einrichtung ist heute Teil des Leibniz-Zentrums für Archäologie (LEIZA) in Mainz. Es folgten Tätigkeiten für die LWL-Archäologie für Westfalen sowie freiberufliche Engagements im Zusammenhang mit archäologischen Ausstellungsprojekten in Bielefeld (»Die Siedler von Bielefeld. Archäologische Funde vom Alten Markt«), Herne (»Stonehenge. Von Menschen und Landschaften«) und Paderborn (»Leben am Toten Meer – Archäologie aus dem Heiligen Land«) sowie der Archäologischen Landesausstellung NRW in Detmold (»Roms fließende Grenzen«). Außerdem unterrichtete er als Lehrer an diversen Schulen, wo er die Möglichkeit nutzte, Schülerinnen und Schüler Museumsausstellungen in Form von Projektarbeiten entwerfen zu lassen. Darüber hinaus widmete sich Coesfeld als Dozent der Bundeszentrale für politische Bildung der Vermittlung historisch-politischer Bildung.

Während der Corona-Pandemie stellte Marcus Coesfeld das Angebot des Werburg-Museums Spenge im Kreis Herford neu auf. Dazu gehörte eine Neukonzeption der Museumspädagogik und des Veranstaltungswesens. Dank der Entwicklung digitaler und hybrider Vermittlungsangebote konnte er dazu beitragen, den Museumsbetrieb gut durch die Krise zu führen. Die dort gesammelten Erfahrungen nutzte er, um – zwischenzeitlich ans Archäologische Freilichtmuseum Oerlinghausen zurückgekehrt – als Projektleiter eine von der NRW-Stiftung geförderte digitale Geschichtswerkstatt zu konzipieren. In dieser arbeiten

die Teilnehmenden die Gründungsgeschichte des Museums im Nationalsozialismus sowie auch die Instrumentalisierung von Germanenbildern der Neuen Rechten auf – ein Herzensprojekt des Historikers, wie er selbst angibt.

Persönliches wie wissenschaftliches Interesse verbindet Marcus Coesfeld zudem in seiner in Arbeit befindlichen geschichtswissenschaftlichen Dissertation, in der er sich mit der Akkulturation des japanischen Kampfsports im Deutschen Reich beschäftigt. Da er sich überdies auch generell in der Erforschung und Vermittlung sportgeschichtlicher Themen engagiert, kann es kaum überraschen, dass sich der von ihm gegründete Verein »Deutsches Kampfsportmuseum« inzwischen als digitales Museumsprojekt etabliert hat.

Marcus Coesfelds vielfältige Erfahrungen zwischen Archäologie und Geschichte, Museum und Schule, Leitung und Vermittlung bilden ein breites Fundament, auf dem er seine Kompetenzen künftig für die Fortentwicklung der Keltenwelt am Glauberg einsetzen kann. Als Nachfolger von Dr. Vera Rupp verantwortet er nun die Gesamtleitung der Keltenwelt am Glauberg, einem der derzeit zwei Standorte des Archäologischen Landesmuseums Hessen (ALMhessen). Ihm zur Seite steht Christoph Röder, der als Leiter des Museums und Archäologischen Parks schon seit Mai 2023 die neu geschaffene Position des stellvertretenden Direktors bekleidet.

Zu den besonderen Herausforderungen der nächsten Jahre, vor denen Marcus Coesfeld und sein Team nun stehen, zählen etwa der Bau des neuen Forschungszentrums auf dem Gelände der Keltenwelt am Glauberg sowie die Gestaltung des Prozesses zur Anerkennung als UNESCO-Welterbestätte. Aber auch der stete Ausbau der Keltenwelt mit ihren drei Säulen – Museum, Archäologischer Park und Forschungszentrum – ist eine nicht zu vernachlässigende Aufgabe des neuen Direktors, bei der regionale Verankerung sowie eine fortschreitende Etablierung in der europäischen Museumslandschaft zwei Seiten einer Medaille sind. Angesichts seines bisherigen beruflichen Weges bedarf es keiner weiteren Erklärung, dass auch die Stärkung des Hauses als außerschulischer Lernort für Marcus Coesfeld eine Herzensangelegenheit sein wird.

Udo Recker, Christoph Röder

## ANGELIKA WILHELM

### STELLVERTRETENDE LEITERIN DER ARCHÄOLOGISCHEN RESTAURIERUNG AM LFDH IM RUHESTAND



**Angelika Wilhelm**  
Foto: LfDH

*›Ein ganzes Leben in der archäologischen Restaurierungswerkstatt am Landesamt für Denkmalpflege Hessen«, klingt zunächst recht pathetisch. Wenn aber nach der Schule ein Praktikumsplatz in unserem Hause zur Berufswahl führt, diese wiederum im Anschluss über den Rhein nach Mainz zur Ausbildung am Römisch-Germanischen-Zentralmuseum, direkt danach der Weg wieder in unser Haus zurückgeht und nach Werkverträgen 1985 die Festanstellung erfolgt, dann sind diese knapp 46 Jahre fast ein ganzes Leben.*

Der Beruf der archäologischen Restaurierung ist etwas, was sich die Auszubildenden meist schon zu Schulzeiten in den Kopf setzen. So auch bei Angelika Wilhelm, die ihre Praktikumszeit 1977/78 wohl nie vergessen hat und über Jahrzehnte diejenige im Haus war, welche die Aufgabe übernahm, jungen Praktikantinnen und Praktikanten diesen Beruf mit all seinen Möglichkeiten näherzubringen. Es gab darunter wohl niemanden, der nach der Zeit in Angelika Wilhelms Obhut nicht die Berufsausbildung mit Erfolg abgeschlossen hätte.

Ihre Berufung lag aber nicht nur in der Vermittlung restauratorischer Techniken an junge Menschen, auch stellte sie nicht einfach nur archäologische Objekte wieder her. Sie erforschte jeden Gegenstand, den man in ihre Hände gab. Die Art der Herstellungstechniken, Rekonstruktionsmöglichkeiten, Nutzung und Anwendung der Gegenstände – das herauszufinden war ihre Passion. So hat sie auch in der Diskussion mit ihren Kolleginnen und Kollegen aus so manchem unscheinbaren Rosthaufen eine wissenschaftliche Perle gezaubert.

Deshalb blieb es nicht aus, dass Angelika Wilhelm auch außerhalb der Restaurierungswerkstatt anzutreffen war und Fachvorträge zu ihren Restaurierungsarbeiten hielt und den oft bahnbrechenden Erkenntnissen, die sie hierbei gewonnen hatte. Auch in zahlreichen Publikationen hielt sie ihre Ergebnisse fest und war in der gesamten Restaurierungscommunity eine beliebte Diskussionspartnerin vor allem für technische Belange. Sie beriet aber auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die begeistert auf ihre detaillierten Beobachtungen zurückgriffen.

In all den Jahren gingen unzählige zu restaurierende Objekte durch ihre Hände und es gab für sie, was das Material anging, keine Grenzen. Egal, ob Bein, Bernstein, Koralle, Glas, Knochen, Keramik, Bronze, Eisen, Silber oder Gold – in



ihre Hände gelegt, wurden aus all den Bruchstücken wieder vorzeigbare und vor allem erforschbare Gegenstände. Höhepunkte bildeten dabei sicher die Funde aus den frühmittelalterlichen Gräberfeldern von Seligenstadt-Klein-Welzheim oder Wölfersheim-Berstadt, die mit ihren vielen unterschiedlichen Materialien die restauratorischen Fähigkeiten herausforderten. Neben dem »Tagesgeschäft« im Landesamt für Denkmalpflege gab es für sie aber auch besondere Projekte, mit denen ihr Name immer verbunden bleiben wird. Noch relativ früh in ihrer Laufbahn stellte die Mitwirkung bei den Arbeiten an den reichen Gräbern vom Glauberg, darunter das berühmte Grab des »Keltenfürsten«, einen Meilenstein dar. Innerhalb der Arbeitsgruppe war sie vornehmlich für die Objekte des Grabes 3 zuständig, aber schon erfüllte sie eine spezielle Aufgabe – das Kolorieren von Repliken. Die nach der Abformung von Objekten hergestellten Kopien sind – je nach Abformmasse – einfarbig und werden deshalb von Hand gemäß dem Originalfund bemalt. Diese mühsame Arbeit bedarf besonderer Fertigkeit, damit man am Ende Kopie und Original mit bloßem Auge nicht unterscheiden kann. Hier hat sie Meisterliches geleistet. Bei dem zweiten herausragenden Objekt, mit dem sie befasst war, dem vergoldeten Kopf einer bronzenen Pferdestatue von Lahnau-Waldgirmes, hat sie diese Fähigkeit bei der von ihr erstellten Kopie zur Perfektion gebracht. Die Fragmente der berühmten Großplastik erstrahlen durch ihre Hände nicht nur in neuem Glanz, auch hier ging sie ganz akribisch den Fertigungstechniken auf den Grund. Die herausragenden Funde vom Glauberg und aus Waldgirmes gingen dann auch schnell »auf Reisen« und zierten vielerorts Ausstellungen, bis sie in Hessen in den Archäologischen Landesmuseen Römerkastell Saalburg und Keltenwelt am Glauberg in die Dauerausstellungen gelangten. Auch hier war es Angelika Wilhelm, welche die Reisen und den Aufbau der wertvollen Objekte begleitete und sich der besonderen Herausforderungen annahm.

Man möchte meinen, dass die Arbeit als Restauratorin sie voll erfüllte, aber Angelika Wilhelm engagierte sich darüber hinaus über viele Jahrzehnte im Personalrat, dem sie auch viele Jahre vorstand. »Nebenher« zog sie ihre drei Kinder groß, für die sie zwar eine kurze



Elternzeit einlegte, doch stieg sie schnellstmöglich wieder voll in den Beruf ein. Zuletzt oblag es ihr, die Restaurierungswerkstatt kommissarisch zu leiten und mit dem gewachsenen Personalstamm eine neue Ära in der Restaurierung der hessenARCHÄOLOGIE einzuleiten. Um- und Ausbaumaßnahmen und nicht unerhebliche Veränderungen technischer Art in der Restaurierung wurden im kollegialen Kreis mit ihr entwickelt und umgesetzt. Aber damit nicht genug. Ihre Freizeit füllt sie mit Aufgaben wie Flüchtlingshilfe oder Tierrettung und mit Ämtern wie dem der Ortsvorsteherin von Schlangenbad. Wir hoffen sehr, dass sie nun mehr Zeit für ihre vielen Enkelkinder finden wird und dass ihr unermüdlicher Wissensdrang auch in der Heimatforschung, die sie ebenfalls betreibt, noch fruchtbare Blüten tragen wird. Hierfür wünschen wir ihr alles Gute und nur beste Gesundheit.

Sabine Schade-Lindig

**Während der Restaurierung eines Fundes**  
Foto: LfDH

*Interview*

## INTERVIEW MIT MELANIE NÜSCH

### LEITERIN DER BERATUNGSSTELLE FÜR HANDWERK UND DENKMALPFLEGE IN DER PROPSTEI JOHANNESBERG IN FULDA

Das Gespräch führte Katrin Bek



Melanie Nüsch in der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege in der Propstei Johannesberg Foto: M. Hubert-Baumbach

*Seit Anfang 2023 sind Sie die neue Leiterin der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege in der Propstei Johannesberg in Fulda. Wie sind Sie zu dieser Aufgabe gekommen?*

Nüsch: Ich bin ausgebildete Maler- und Lackiererin und selbständige Restauratorin im Malerhandwerk und hatte Lust, mich weiterzuentwickeln. Als dann die Nachfolge von Gerwin Stein in der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege ausgeschrieben wurde, habe ich mich beworben. Für mich ist der Weg das Ziel.

*Was genau ist die Aufgabe der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege?*

Nüsch: Die Beratungsstelle ist eine Servicestelle der Arbeitsgemeinschaft der Hessischen Handwerkskammern (ARGE). Wir beraten Handwerksbetriebe in allen Fragen des kreativen Umgangs mit Kulturdenkmälern und halten Informationen zu betriebswirtschaftlichen und rechtlichen Fragen, zum Umgang mit IT-Dienstleistungen und zu Fragen der Kundenakquise vor, auch vermitteln

wir Adressen zur Beschaffung von Materialien, Werkzeug und Geräten oder zur gewerkeübergreifenden Hilfe bei der Lösung komplexerer Probleme. Auch in kommunikativen Fragen sind wir beratend tätig, denn transparente Verabredungen tragen dazu bei, Konflikte erst gar nicht aufkommen zu lassen. Oft geht es auch darum, Handwerksfirmen bei der Umsetzung der von den Denkmalbehörden gewünschten Auflagen zur Seite zu stehen und ihnen die Zusammenhänge zum Wohle des Gebäudes zu erläutern. Nebenbei verwalten wir ein interessantes kleines Handwerksmuseum und eine tolle Fachbibliothek.

*Was am Aufgabenprofil der Beratungsstelle ist Ihnen besonders wichtig, was wollen Sie ändern und welche Pläne haben Sie für die Zukunft?*

Nüsch: Ansprechbar zu sein steht für mich an erster Stelle. Ich möchte unbedingt dazu beitragen, dass das Handwerk in seiner Vielfalt erhalten bleibt und wertgeschätzt wird. Viele Menschen haben gar keine Vorstellung mehr davon, was genau das Handwerk alles für unsere Lebensgrundlagen leistet, was für eine Art von Arbeit das ist und dass es sehr erfüllend sein kann, einen der vielen Berufe im Handwerk auszuüben. Besonders wichtig ist mir, Jugendliche zu erreichen. Es könnte ein Ansporn für sie sein, etwas Bleibendes zu schaffen. Es gibt so viele neue Studienzeige und Berufe mit schön klingenden englischen Titeln, die vielleicht nicht immer halten, was sie versprechen. Wir helfen auch gerne bei der Vermittlung von Praktika oder Ausbildungsplätzen.



*Welche Gewerke wenden sich mit ihren Fragen an Sie?*

Nüsch: Alle, die sich mit traditionellen Formen des Bauens und der Behandlung von Oberflächen beschäftigen. Das sind Zimmerei-, Maurer-, Tischler-, Maler- sowie Stuckateurbetriebe oder auch andere Handwerker, die eher weniger Berührungen mit der Denkmalpflege haben. Insbesondere Elektro- und Installationsbetriebe wenden sich vermehrt an uns, um sich darüber zu informieren, wie moderne Haustechnik so integriert werden kann, dass sie die historische Substanz und das Erscheinungsbild des Gebäudes nicht beeinträchtigt. Das Bewusstsein für den Wert des Altbaussektors steigt, deshalb werden wir hier in Zukunft noch mehr Anfragen haben. Manchmal werden die Handwerksfirmen durch Kolleginnen und Kollegen des Landesdenkmalamtes an uns verwiesen, manchmal vermitteln auch Eigentümerinnen und Eigentümer.

Wir empfehlen allen Handwerksbetrieben, die im Bereich von Denkmalpflege und Altbausanierung tätig sind, eine Fortbildung zur Restauratorin bzw. zum Restaurator im Handwerk zu absolvieren. Das Fortbildungszentrum Propstei Johannesberg bildet in allen Gewerken aus, um das für den Umgang mit Kulturdenkmälern erforderliche Wissen, das weit über die in der Meisterprüfung erlangten Kenntnisse der jeweiligen Fachrichtung hinausgeht, zu erwerben.

*Wann wurde die Beratungsstelle von wem, mit welchen Zielen gegründet und wie finanziert sie sich?*

Nüsch: Die Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege wurde im Zuge des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 innerhalb der Fortbildungseinrichtung ›Deutsches Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege‹ gegründet. Damals herrschte – angeregt durch Bürgerinitiativen, die sich gegen den flächenhaften Abriss ganzer Quartiere erfolgreich zur Wehr setzten – eine Aufbruchstimmung auch im Be-

reich des traditionellen Handwerks, das im neugegründeten Fortbildungszentrum als Kernaufgabe etabliert wurde. 2001 formierte sich das Fortbildungszentrum neu zur Propstei Johannesberg gGmbH und die Beratungsstelle als eigene Institution untersteht seitdem der Arbeitsgemeinschaft Hessische Handwerkskammern (ARGE). Als Dienstleistung der Handwerkskammern verursacht die Inanspruchnahme der Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege keine Kosten für die Handwerksbetriebe. Gefördert wird unsere Arbeit durch das Land Hessen und den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE).

*Können, Passion, Respekt und Verantwortungsbewusstsein – leider gehen viele Familienbetriebe, mit denen wir seit Jahren vertrauensvoll zusammenarbeiten, in den nächsten Jahren in den Ruhestand. Wie sieht es mit dem Nachwuchs aus?*

Nüsch: Nicht alle jungen Leute wollen in Familienbetriebe einsteigen. Die Erwartungshaltung der Eltern hat sich ebenfalls geändert, die jungen Menschen haben mehr Entscheidungsfreiheit. Man darf tatsächlich

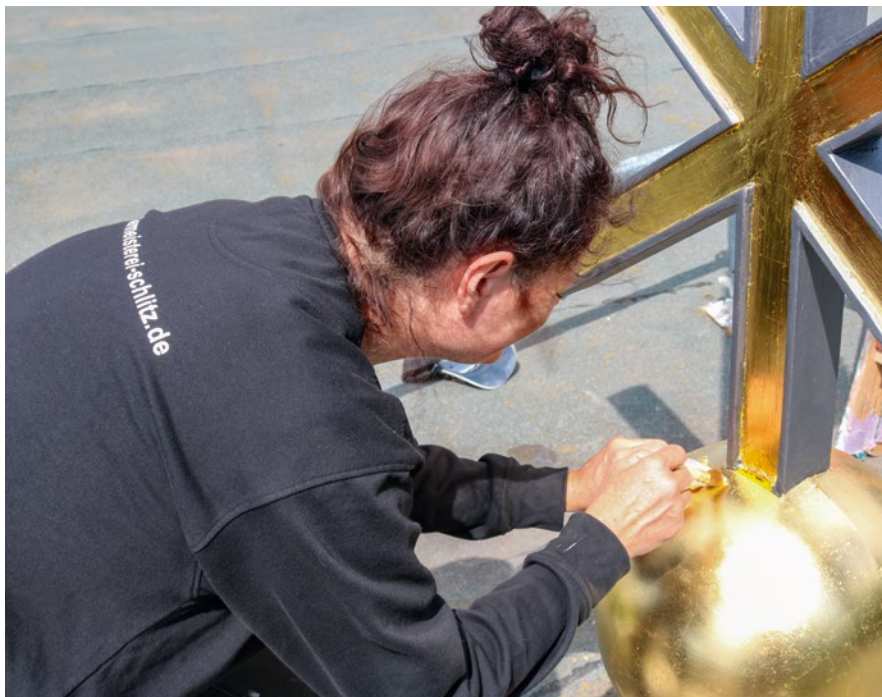
nicht unterschätzen, was für eine Verantwortung oft auf den Betrieben lastet. Um einen Betrieb erfolgreich zu führen, braucht man viel Energie, muss strategisch denken, sich vernetzen und über eine gute Menschenkenntnis verfügen. Sollte es tatsächlich dazu kommen, dass ein Betrieb nicht in Familienhand weitergeführt werden kann, so helfen die Handwerkskammern auf sehr vielschichtigen Ebenen gerne bei der Vermittlung und der Betriebsübergabe an Externe.

*Das Kulturgut in Deutschland ist auf eigens geschulte Handwerksfirmen angewiesen. Doch nicht immer können fortbildungswillige Handwerkerinnen und Handwerker sich diese Weiterqualifizierung leisten. Gibt es Stipendien oder eine Unterstützung dafür?*

Nüsch: Fortbildungswillige Handwerkerinnen und Handwerker können Bafög beantragen oder sich um ein Stipendium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bewerben. Dieses bundesweite Stipendienprogramm unterstützt Handwerksmeisterinnen und -meister in der Fortbildung zum Master Professional für Restaurierung im Handwerk.



Restaurierungsarbeiten in der Kirche St. Johannes der Täufer Fulda Foto: M. Vogel-Schmidt



**Vergoldung des Kreuzes** auf dem Dach der Christus Epheta Kirche in Homberg (Efze)  
Foto: J. Hoppe

Auch die Heinz-Stilger-Stiftung vergibt Stipendien, etwa auch an Gesellinnen und Gesellen. In der letzten Zeit hatten wir auch Anfragen von Menschen, die Stiftungen neu gründen wollen, um das traditionell arbeitende Handwerk zu unterstützen und seinen Fortbestand zu sichern. Es gibt also schon Mittel und Wege, sich weiterzubilden – auch hier stehen wir gerne beratend zur Seite und unterstützen, wo wir können.

*Stichwort ›Digitalisierung‹ – werden die Handwerksbetriebe auch darin geschult, wie die Kommunikation zwischen allen am Bau Beteiligten auch mithilfe digitaler Medien verbessert werden kann?*

Nüsch: Unter Digitalisierung fallen ja viele Dinge. Meiner Erfahrung nach kann der Umgang mit historischen Materialien, Formen und Oberflächen mit digitalen Kartierungssystemen sehr gut dokumentiert werden. Das ist eine effektive Möglichkeit, die Kommunikation am Bau zu verbessern, denn durch eine gute Dokumentation können sich alle Beteiligten ein Bild vom Zustand und von der Art der bereits durchgeführten Arbeiten machen. Auch dazu bieten

wir Fortbildungen an, denn man muss diese Dokumentationen natürlich auch lesen können.

*Wie hoch ist der Anteil von Frauen, die handwerkliche Betriebe in der Denkmalpflege führen?*

Nüsch: Leider ist der Anteil von Frauen mit abgelegter Meisterprüfung in traditionell arbeitenden Handwerksbetrieben immer noch sehr gering. Dies hängt wie in allen anderen Berufssparten mit der Familienplanung zusammen. Nach einer Familienpause ist es ungleich schwerer, wieder einzusteigen. Ich habe große Hochachtung vor Personen, die als Meisterin oder Meister selbstständig sind und das parallel zu ihrer Familienarbeit machen. Da ziehe ich meinen Hut, das ist ein hartes Brot.

*Sie sind selbst Meisterin im Maler- und Lackierhandwerk mit eigenem Betrieb. Fehlt Ihnen manchmal die praktische Tätigkeit?*

Nüsch: Absolut! Ich habe meine handwerkliche Tätigkeit ja nicht aufgeben, weil ich sie nicht mehr mochte oder im Trockenen sitzen wollte.

Ich wollte Arbeit immer körperlich spüren. Spüren, dass ich etwas geleistet habe am Tag. Oft kribbelt es mir in den Fingern, wenn ich schöne Arbeiten von anderen sehe, dann denke, das würde ich auch gerne machen. Es ist schon ein ganz anderes Arbeiten auf der Baustelle. Und trotzdem ist es gut so, wie es ist.

*Sie haben sich an einer einschlägigen Fachschule zur Technikerin für Farbgestaltung in der Denkmalpflege weitergebildet. Außerdem sind Sie Restauratorin im Maler- und Lackiererhandwerk. Welche Bedeutung haben Farben für Sie?*

Nüsch: Farben spiegeln Stimmungen und spielen eine wichtige Rolle für die Fantasie. Für mich wäre es das Schlimmste, mein Augenlicht zu verlieren. Interessant ist, dass Tiere Farben völlig anders wahrnehmen. Fast alle Vögel, Reptilien und Fische etwa haben einen Farbrezeptor mehr als wir Menschen und sehen deshalb auch viel mehr Farben. So etwas fasziniert mich.

*Welches ist Ihr Lieblingsprojekt?*

Nüsch: Meine Lieblingsbauten sind immer Fachwerkprojekte, denn auch sie wirken durch Farbe und alle haben eine lange Geschichte. Durch Farbe kommt die wahre Aussage des Gebäudes wieder zum Ausdruck, mit Farbe kann das Alte wiederbelebt oder ins rechte Licht gesetzt werden, der Charakter kommt wieder zum Vorschein. Man muss nur die richtigen Stellenschraubchen drehen. Manchmal ist es besser, weniger Farbe zu verwenden, denn Farbe wirkt auch haptisch.

*Was war für Sie die prägendste Erfahrung in Ihrer neuen Tätigkeit im letzten Jahr?*

Nüsch: Für mich war es unglaublich wertvoll, von meinem Vorgänger Gerwin Stein in meine neue Tätigkeit eingearbeitet worden zu sein. Durch die gründliche Einarbeitung konnten wir den ganzen Erfahrungsschatz sichern, nichts verloren und ich kann dort weitermachen, wo er aufgehört hat.



*Stichwort sozial-ökologische Transformation: Welche Rolle kommt dem Handwerk heute angesichts aktueller gesellschaftspolitischer Herausforderungen (Klimakrise, Verteilungsfragen, Ressourcenübernutzung oder dem Ausstieg aus fossiler Energiegewinnung) zu?*

Nüsch: Traditionelles Handwerk ist aktiver Klimaschutz, denn wir arbeiten mit nachwachsenden Rohstoffen aus der Region. Ergänzt wird nur, wenn nicht mehr repariert werden kann. Das gehört zu unserem Verständnis von Qualität, denn der Erhalt historischer Bausubstanz schont die im Bauwerk gebundene graue Energie. Dass gesundheitsbewusste Verbraucherinnen und Verbraucher heute ökologisch unbedenklichen Wohnraum verlangen, freut mich, denn wir haben nie anders gearbeitet, diese Standards sind für uns genauso selbstverständlich, wie sparsam mit Energie umzugehen sowie Müll und lange Transportwege weitgehend zu vermeiden. Viele Betriebe nehmen sogar nur Aufträge aus ihrer Region an. Letztlich gehört ein starkes Handwerk zu den wichtigsten Wirtschaftsfaktoren einer Region und sichert das Überleben regionaler Traditionen.

*Stichwort Familienbetriebe: Ist das eine Last oder eine Chance für ein friedliches Miteinander und eine hohe Arbeitszufriedenheit?*

Nüsch: Familienbetriebe sind an langfristiger Mitarbeit interessiert und bilden selbst gerne in ihrer Tradition aus. Ich kenne einige Kolleginnen und Kollegen, die ihr ganzes Leben bei dem Betrieb geblieben sind, bei dem sie ihre Ausbildung gemacht haben. Die Wertschätzung ist häufig eine andere, die Beziehungen sind besonders eng und man weiß, was man aneinander hat. Im Idealfall führt dies zu einer partnerschaftlichen Arbeitsorganisation. Aber natürlich gibt es auch Beispiele, in denen dieses auf Kooperation und solidarische Hilfe aufgebaute System nicht funktioniert. Das hängt immer auch mit den Charakteren und der Familiengeschichte zusammen.

*Werden hessische Handwerksbetriebe zunehmend auch im europäischen Ausland angefragt? Gibt es im Rahmen der europäischen Förderung von Unternehmen Kontakte zu europäischen Partnern?*

Nüsch: Über die Handwerkskammern und andere Netzwerke erreichen uns manchmal Anfragen, insbesondere auf Spezialgebieten. Insgesamt aber ist die Nachfrage im internationalen Raum nicht sehr groß, weil die regionale Auslastung häufig schon gegeben ist. Als ich ausgelernt hatte, war die Vernetzung im internationalen Raum noch wichtiger, aber mittlerweile gibt es viele Betriebe, die für sich festlegen, nur in ihrer Region arbeiten und präsent sein zu wollen. Im Ausland hat das deutsche Handwerk einen sehr guten Ruf, im Inland ist das leider etwas aus dem Blick geraten.

*Was ist Ihre wichtigste Maxime bei der Ausübung Ihres Handwerks?*

Nüsch: Jede handwerkliche Arbeit ist ein Unikat mit unverwechselbaren Eigenschaften. Oft sind diese Spuren perfekter handwerklicher Arbeit erst bei genauerem Hinsehen erkennbar. Eine solche Leistung abzuliefern, ist ein langer Übungs-, Lern- und Erfahrungsprozess. Man darf sich nicht anstrengen dabei: Die Hand muss ihre Aufgabe kennen, die Arbeit sollte »von der Hand gehen«. Heute geht die Tendenz dazu, Ausbildungszeiten zu verkürzen, leider leidet die Qualität der handwerklichen Arbeit oft darunter. Es fehlt einfach die Erfahrung. Aber irgendwann kommt dann das Gefühl, dass es jetzt so weit ist, dass man nun »meisterlich« arbeitet – so war das zumindest bei mir.

*Ihr Lieblingsort in der Propstei?*

Nüsch: Der Barockgarten mit der Streuobstwiese. Da schaue ich drauf und verfolge den Wechsel der Jahreszeiten, im Frühling blühen dort gelbe Wildtulpen, die sonst nie zu sehen sind, das ist wunderschön. Ein besonderer Ort ist außerdem das Lapidarium im Keller, das die historischen Steinbüsten beherbergt, die einst auf dem Gelände standen.

*Ihr Lieblingsbauwerk in Hessen?*

Nüsch: Die Saalburg. Als Kind war ich dort sehr oft mit meinen Eltern. Burgen und Festungen, Ritter und Römer faszinieren mich bis heute.

*Ihr Lieblingsbuch?*

Nüsch: Ich koche gerne und liebe auch die Gartenarbeit und die Natur. Grundsätzlich inspirieren mich Fachbücher aller Art, davon kann man nicht genug zur Verfügung haben.

*Ihr Lieblingsarchitekt/Baumeister?*

Nüsch: Die Baumeister und Architekten des Bauhauses, sie haben eine perfekte Verbindung zwischen ästhetischen und funktionalen Gesichtspunkten in der Gestaltung erreicht und sind immer vom Handwerk ausgegangen. Der Wandel von Funktion, Form und Technik ist ja auch unser Thema, denn Material, Form und Oberflächen sind im gebauten Werk untrennbar miteinander verbunden.

*Was wünschen Sie der Denkmalpflege für die Zukunft?*

Nüsch: Dass sie noch wichtiger wird und dass ganz viele Menschen sie unterstützen. So wie beim Europäischen Denkmalschutzjahr 1975. Weniger Berührungängste, weniger Vorurteile – das wünsche ich mir.

*Was wünschen Sie sich von der Denkmalpflege?*

Nüsch: Gerne würde ich mich noch mehr austauschen und vernetzen. Ich würde es begrüßen, den Austausch mit den Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk – etwa bei gemeinsamen Projekten – zu intensivieren und mehr Öffentlichkeitsarbeit zu unseren gemeinsamen Themen zu machen. Davon verspreche ich mir sehr viel.

*Wir danken Ihnen für das Gespräch!*

Informationen zur Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege finden Sie unter:  
<https://denkmalpflegeberatung.de/>

Termine 2024

## ANKÜNDIGUNGEN

*In diesem Jahr feiern wir das 50-jährige Bestehen des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen. Seit dem Inkrafttreten des Hessischen Denkmalschutzgesetzes 1974 nimmt unser Haus gemeinsam mit unseren Partnerinnen und Partnern der kommunalen Denkmalpflege sowie engagierten Bürgerinnen und Bürgern die Aufgabe wahr, das kulturelle Erbe Hessens zu bewahren und die Geschichte zu schützen. Anlässlich unseres Jubiläums laden wir Sie zu einem besonderen Programm ein.*



### MUSIK, LITERATUR, WEIN

Am 20. März und am 8. September jeweils um 18:30 Uhr öffnen wir anlässlich der beliebten Konzerte mit Studierenden der Wiesbadener Musikakademie wieder die Rotunde des Biebricher Schlosses. Zu ›Literatur im Denkmak‹ laden wir am 18. April um 17:30 Uhr ins Wiesbadener Opelbad ein. Lassen Sie sich von Susanne Kronenberg und Dr. Annika Tillmann in die Vergangenheit der Stadt entführen. Am 29. August um 17:00 Uhr stellen wir Ihnen die Geschichte des Schlossparks in Biebrich bei einer Schlenderweinprobe vor.

### AUSSTELLUNG ›WOHNEN 60 70 80‹

Am 20. Juni laden wir um 17:30 Uhr zur Eröffnung der Ausstellung ›wohnen 60 70 80‹ in das Foyer des Biebricher Schlosses ein. Die von der Vereinigung der Denkmalfachämter in den Ländern entwickelte Wanderausstellung mit Film ist ein Beitrag zur Geschichte des Bauens und Wohnens der jungen Bundesrepublik und der DDR. Die Ausstellung ist vom 21. Juni bis zum 19. Juli zu den Öffnungszeiten unseres Hauses zu sehen.

### DIE AUSSTELLUNG ›70 JAHRE

### KUNST AM BAU IN DEUTSCHLAND‹

Die im Auftrag des Bundesbauministeriums entwickelte Wanderausstellung gibt einen Überblick über das künstlerische Schaffen im Kontext staatlicher Bautätigkeit in beiden deutschen Staaten. Sie ist vom 18. Juli bis zum 18. August im Rhein-Main-Congress-Center in Wiesbaden zu sehen. Das Landesamt für Denkmalpflege Hessen ist einer von mehreren Kooperationspartnern.



### ›NICHT ABREISSEN‹ – 10. HESSISCHES DENKMALGESPRÄCH

Auch das Freilichtmuseum Hessenpark feiert in diesem Jahr sein 50-jähriges Jubiläum. Beim 10. Hessischen Denkmalgespräch am 11. Oktober fragen wir deshalb gemeinsam mit der Denkmal-Akademie der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Propstei Johanesberg gGmbH in Fulda nach den gemeinsamen Wurzeln beider Institutionen und den Unterschieden ihrer Pflege- und Bewahrungsaufträge.

### EUROPÄISCHER TAG DER RESTAURIERUNG

Am 20. Oktober gewähren die Restaurierungswerkstätten unseres Hauses anlässlich des Europäischen Tages der Restaurierung Einblicke in ihre Arbeitsfelder. Die Restauratorinnen der archäologischen Denkmalpflege und der Bau- und Kunstdenkmalpflege lassen Sie an aktuellen Maßnahmen teilhaben.

### BAUKULTUR | UMLBAUKULTUR | DENKMALPFLEGE

Um Fragen rund um das architektonische und ökologische Potenzial von

Kulturdenkmälern vor dem Hintergrund handwerklicher, politischer und rechtlicher Rahmenbedingungen geht es bei einer Veranstaltung des Frankfurter Denkmalforums e. V., der Handwerkskammer Frankfurt-Rhein-Main und des BDA Hessen am 29. Oktober im ›Haus des Handwerks‹ in Frankfurt.

### DIALOG IM DENKMAL

Zum ›Dialog im Denkmal‹ laden wir während des ganzen Jahres in besondere Orte landesweit ein. Dabei lernen Sie nicht nur spannende Projekte, sondern auch die Menschen kennen, die sich für den Erhalt der Baudenkmäler einsetzen.

### hessenARCHÄOLOGIE-TAG

Am 2. November findet der 14. hessenARCHÄOLOGIE-Tag im Landkreis Waldeck-Frankenberg in Kooperation mit der Kurstadt Bad Wildungen und der Archäologischen Gesellschaft in Hessen e. V. (AGiH) statt. Die Veranstaltung bietet ein breites Themenspektrum von der Paläontologie über die ersten Spuren der menschlichen Besiedlung in Hessen bis zur Archäologie der Moderne.

### ZWEI SONDERHEFTE DER ›DENKMAL HESSEN‹

Zum 50-jährigen Jubiläum erscheinen zwei Sonderhefte der ›Denkmal Hessen‹, parallel zu den beiden regulären Heften im Frühjahr und Herbst. In 32 Beiträgen berichten wir über die Entwicklung der Denkmalpflege in Hessen, verteilt über sechs Dekaden. Mit Themen von den frühen Kämpfen der Denkmalpflege in den 1970er-Jahren bis zur Entwicklung großflächiger archäologischer Siedlungsforschung und der Etablierung neuer Forschungstechniken erhalten Sie Einblicke in die vielfältige Arbeit der unterschiedlichen Abteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen. Aufgegriffen werden aber auch die brennenden Fragen unserer Gegenwart wie der Klimaschutz und die Klimaanpassung unserer Kulturdenkmäler.

### GRUNDSÄTZLICHE HINWEISE

Weiterführende Informationen zu diesen und weiteren Veranstaltungen finden Sie auf unserer Homepage. Schauen Sie gerne regelmäßig auf: [denkmal.hessen.de/50-jahre-landesamt](http://denkmal.hessen.de/50-jahre-landesamt)

denkmal.hessen.de

Startseite – 50 Jahre Landesamt

Ansicht Bearbeiten Löschen Revisionen Verwendung

50

**Wir feiern Jubiläum!  
50 Jahre Landesamt für Denkmalpflege  
Hessen**

In diesem Jahr feiert das Landesamt für Denkmalpflege Hessen sein 50-jähriges Bestehen. Seit dem Inkrafttreten des Hessischen Denkmalschutzgesetzes 1974 nimmt es nun die Aufgabe wahr, gemeinsam mit seinen Partnerinnen und Partnern der kommunalen Denkmalpflege sowie engagierten Bürgerinnen und Bürgern das kulturelle Erbe Hessens zu bewahren und die Geschichte zu schützen.

## AUTORINNEN UND AUTOREN

### Dienststelle Wiesbaden

Dr. Katrin Bek,  
Sonja Bonin M. A.,  
Dr. Wolfgang Fritzsche,  
Lars Görze M. A.,  
Katharina Marschall M. A.,  
Prof. Dr. Udo Recker,  
Dr. Sabine Schade-Lindig,  
Dr. Jennifer Verhoeven,  
Dr. Hannah Völker

### Dienststelle Marburg

Susanne Gütter,  
Dr. Christa Meiborg

### Dienststelle Darmstadt

Dr. des. Thomas Becker

### Keltenwelt am Glauberg

Dr. Axel G. Posluschny,  
Christoph Röder M. A.

### Externe Autorinnen und Autoren

Everhard Bulten M. A.,  
Saxion University of Applied  
Sciences, 7417 DH Deventer, NL

Dr. Andrea Hampel,  
Denkmalamt der Stadt Frankfurt  
am Main, 60311 Frankfurt a. M.

Dipl.-Ing. Arch. Olaf Köhler, Untere  
Denkmalschutzbehörde Stadt  
Darmstadt, 64295 Darmstadt

Sophia Lieding M. A.,  
Denkmalschutzamt Hamburg,  
20354 Hamburg

### Dipl.-Rest. Univ.

Leonie Saltzmann-Tyll,  
Hans Michael Hangleiter GmbH,  
64850 Schaafheim

Dr. Jörn Schultheiß,  
Hochschule Geisenheim University,  
65366 Geisenheim

Rolf Skrypzak,  
Denkmalamt der Stadt Frankfurt  
am Main, 60311 Frankfurt a. M.

Ronald M. Visser M. A.,  
Saxion University of Applied  
Sciences, 7417 DH Deventer, NL

## IMPRESSUM

### Denkmal Hessen

ist eine Veröffentlichung des  
Landesamtes für Denkmalpflege  
Hessen

Schloss Biebrich  
65203 Wiesbaden  
Tel.: 0611/6906-0  
Fax.: 0611/6906-140  
E-Mail: duk@lfd-hessen.de

### Dienststelle Darmstadt

Berliner Allee 58  
64298 Darmstadt

### Dienststelle Marburg

Ketzerbach 10  
35037 Marburg

### Keltenwelt am Glauberg

Am Glauberg 1  
63695 Glauburg

### Römerkastell Saalburg

Am Römerkastell 1  
61350 Bad Homburg v.d.H.

### Verantwortliche Redakteure

Dr. Jennifer Verhoeven,  
Dr. Petra Hanauska,  
Dr. Stefan Thörle

### Redaktionsteam

Dr. Katrin Bek,  
Dr. Katharina Benak,  
Lars Görze M. A.,  
Prof. Dr. Markus Harzenetter,  
Dr. Verena Jakobi,  
Prof. Dr. Udo Recker,  
Dr. Sabine Schade-Lindig

### Abonnement-Verwaltung /

Dipl.-Des. Patricia Roth,  
Tel.: 0611/6906-159

### Konzeption, Satz und Layout

Thomas Hutsch, [www.thomashutsch.de](http://www.thomashutsch.de)

### Druck

AC medienhaus GmbH, Wiesbaden  
Klimaneutraler Druck auf 100 % Alt-  
papier, FSC®-zertifiziert  
Auflage: 4.000  
Erscheinungsturnus: halbjährlich  
ISSN 2747-4542

### Die Zeitschrift ist kostenfrei erhältlich.

Um die Zukunft der Printausgabe zu  
sichern, bitten wir um eine finanzielle  
Beteiligung an den Herstellungskosten  
in Form einer Spende – für beide  
Hefte haben wir insgesamt 18,- Euro  
kalkuliert.

### Bankverbindung:

Zahlungsempfänger: HCC – Hist. Erbe  
Landesbank Hessen-Thüringen (Helaba)  
IBAN: DE19 5005 0000 0001 0024 43  
BIC: HELADEFXXX  
Umsatzsteuer-ID-Nr.: DE11 3823 569  
Verwendungszweck: 6401-Spende  
Zeitschrift Denkmal Hessen

### Die Zeitschrift steht auf der

Homepage zum Download bereit:  
[www.lfd.hessen.de](http://www.lfd.hessen.de)

### Titelbild

Hauptbahnhof Offenbach a. M., 2023  
Foto: Ch. Krienke, LfdH





